



# Leseprobe

Victor Hugo  
**Die Elenden / Les  
Misérables**

---



Bestellen Sie mit einem Klick für 12,95 €



---

Seiten: 1344

Erscheinungstermin: 18. November 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

Nach neunzehn Jahren Haft kehrt Jean Valjean nach Frankreich zurück. Ein freundlicher Bischof nimmt ihn auf und hält sogar noch zu ihm, als er selbst von ihm bestohlen wird. Dankbar beschließt Valjean, nunmehr anständig zu leben. Er verschafft sich eine neue Identität, wird reich und unterstützt Arme und Entrechtete. Alles setzt er daran, die todkranke Arbeiterin Fantine und ihre kleine Tochter Cosette zu retten. Da holt ihn seine Vergangenheit ein. – 'Die Elenden' ist unter dem Originaltitel 'Les Misérables' auch als Film und Musical sehr bekannt. Victor Hugo hat sein leidenschaftliches Plädoyer für Humanität in ein gewaltiges Epos gefasst.

### **Autor**

## **Victor Hugo**

---

Victor Hugo (1802-1885) lebte nach einem kurzen Studium an der Ecole Polytechnique als Schriftsteller in Paris. Seinen ersten Roman veröffentlichte er bereits 1819, zahlreiche weitere Romane, Theaterstücke und Lyrik folgten. Er gründete zwei literarische Zeitschriften und wurde 1841 Mitglied der Académie française. Ab 1843 engagierte er sich politisch; wegen seiner Opposition gegen Napoléon III musste er 1851 Frankreich verlassen und lebte bis 1870 in Belgien, Jersey und Guernsey. Die Jahre im Exil wurden zu seiner literarisch fruchtbarsten Zeit. Hugo ist die Hauptfigur der französischen Hochromantik und übte maßgeblichen Einfluss auf

Victor Hugo  
Les Misérables  
Die Elenden

Victor Hugo

LES MISÉRABLES

# Die Elenden

Roman

Aus dem Französischen  
von G. A. Volchert

Anaconda

Titel der französischen Originalausgabe: *Les Misérables* (Paris 1862).  
Die deutsche Übersetzung von G. A. Volchert folgt der Ausgabe *Die Elenden*.  
Band 1 und 2. Leipzig: Hesse & Becker Verlag o. J. [1923].  
Der Text wurde den Regeln der neuen Rechtschreibung angeglichen  
und behutsam überarbeitet.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No01967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2013, 2021 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen  
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: nach Emile Antoine Bayard (1837–1891), »Cosette«,  
illustration from *Les Misérables* by Victor Hugo (1862),

Private Collection / [bridgemanart.com](http://bridgemanart.com)

Umschlaggestaltung: [www.katjaholst.de](http://www.katjaholst.de)

Satz und Layout: Andreas Paqué, [www.paque.de](http://www.paque.de)

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-7306-0042-9

[www.anacondaverlag.de](http://www.anacondaverlag.de)

# INHALT

ERSTER TEIL: FANTINE . . . . .	9
Erstes Buch: Ein Gerechter . . . . .	11
Zweites Buch: Der Fehltritt . . . . .	72
Drittes Buch: Im Jahr 1817 . . . . .	128
Viertes Buch: In schlechten Händen . . . . .	154
Fünftes Buch: Dem Abgrund zu . . . . .	168
Sechstes Buch: Javert . . . . .	210
Siebentes Buch: Der Fall Champmathieu . . . . .	222
Achstes Buch: Der Rückschlag . . . . .	293
ZWEITER TEIL: COSETTE . . . . .	313
Erstes Buch: Waterloo . . . . .	315
Zweites Buch: Die Orion . . . . .	361
Drittes Buch: Das eingelöste Versprechen . . . . .	374
Viertes Buch: Das Gorbeau'sche Haus . . . . .	424
Fünftes Buch: Eine stumme Meute . . . . .	434
Sechstes Buch: Das Kloster Petit-Vicpus . . . . .	458
Siebentes Buch: Eine Parenthese . . . . .	477
Achstes Buch: Die Kirchhöfe nehmen, was man ihnen gibt . . . . .	488
DRITTER TEIL: MARIUS . . . . .	537
Erstes Buch: Ein Atom von Paris . . . . .	539
Zweites Buch: Ein Mann von altem Schrot und Korn . . . . .	553
Drittes Buch: Großvater und Enkel . . . . .	561
Viertes Buch: Die Freunde des Abc . . . . .	590

Fünftes Buch: Die Vorteile des Unglücks . . . . .	610
Sechstes Buch: Die Zusammenkunft zweier Sterne . . . . .	630
Siebentes Buch: Patron-Minette . . . . .	649
Achtes Buch: Der böse Arme . . . . .	656
VIERTER TEIL: EINE IDYLLE UND EINE EPOPÖE . . . . .	735
Erstes Buch: Ein wenig Geschichte . . . . .	737
Zweites Buch: Eponine . . . . .	769
Drittes Buch: In der Rue Plumet . . . . .	786
Viertes Buch: Hilfe, die von unten ausgeht und von oben ankommt . . . . .	819
Fünftes Buch: Schlechter Anfang, gutes Ende . . . . .	829
Sechstes Buch: Der kleine Gavroche . . . . .	846
Siebentes Buch: Die Gaunersprache . . . . .	880
Achtes Buch: Freud und Leid . . . . .	894
Neuntes Buch: Wohin? . . . . .	929
Zehntes Buch: Am 5. Juni 1832 . . . . .	937
Elfte Buch: Eine Winzigkeit, die sich mit dem Orkan verbrüdet . . . . .	961
Zwölftes Buch: Corinthe . . . . .	972
Dreizehntes Buch: Marius unter den Insurgenten . . . . .	997
Vierzehntes Buch: Die Großtaten der Verzweiflung . . . . .	1004
Fünfzehntes Buch: Die Rue de l'Homme-Armé . . . . .	1019
FÜNFTER TEIL: JEAN VALJEAN . . . . .	1035
Erstes Buch: Eine Schlacht zwischen vier Wänden . . . . .	1037
Zweites Buch: Das Innere des Leviathan . . . . .	1114
Drittes Buch: In den Regionen des Kots . . . . .	1133
Viertes Buch: Javert gerät aus seinem Gleis . . . . .	1179
Fünftes Buch: Enkel und Großvater . . . . .	1194
Sechstes Buch: Eine schlaflose Nacht . . . . .	1230
Siebentes Buch: Der letzte Tropfen des Kelches . . . . .	1257
Achtes Buch: Es nachtet schwärzer . . . . .	1284
Neuntes Buch: Durch Nacht zum Licht . . . . .	1298
NACHTRAG . . . . .	1337

Solange kraft der Gesetze und Sitten eine soziale Verdammnis existiert, die auf künstlichem Weg, inmitten einer hoch entwickelten Zivilisation, Höllen schafft und noch ein von Menschen gewolltes Fatum zu dem Schicksal, das von Gott kommt, hinzufügt; solange die drei Probleme des Jahrhunderts, die Entartung des Mannes durch das Proletariat, die Entsittlichung des Weibes infolge materieller Not und die Verwahrlosung des Kindes, nicht gelöst sind; solange in gewissen Regionen eine soziale Erstickung möglich sein wird, oder mit anderen Worten und unter einem allgemeineren Gesichtspunkt betrachtet, solange auf der Erde Unwissenheit und Elend bestehen werden, dürften Bücher wie dieses nicht unnütz und unnötig sein.

*Hauteville House, 1. Januar 1862*

ERSTER THEIL  
Fantine

## ERSTES BUCH

# Ein Gerechter

### I.

## Myriel

Im Jahr 1815 war Charles François Bienvenu Bischof von Digne. Er zählte damals fünfundsiebzig Jahre und hatte sein hohes Amt seit 1806 inne.

Letzterer Umstand steht eigentlich in keiner wesentlichen Beziehung zu dem Inhalt unserer Erzählung, aber vielleicht ist es nicht überflüssig – und wäre es auch nur der Genauigkeit wegen –, hier zu berühren, was über ihn bei seiner Ankunft in der Diözese erzählt und gemutmaßt wurde. Was man von einem Menschen sagt, spielt ja, gleichviel ob es wahr oder falsch ist, in seinem Leben oft eine ebenso wichtige Rolle wie seine Taten und Handlungen. Myriel war der Sohn eines Parlamentsrats der Stadt Aix, gehörte also zum Beamtenadel. Man erzählte sich, sein Vater, der ihm sein Amt vererben wollte, habe ihn schon, als er erst achtzehn oder zwanzig Jahre alt war, verheiratet, wie dies beim Parlamentsadel gebräuchlich war. Trotz dieser Heirat hätte aber Charles Myriel viel von sich reden gemacht. Er war gut gewachsen, wenn auch von kleiner Statur, hielt sehr auf sein Äußeres, hatte feine Manieren und viel Geist und brachte den ersten Abschnitt seines Lebens mit weltlichen Zerstreungen und Liebesabenteuern hin.

Da brach die große Revolution von 1789 aus, und alsbald wurden auch die Familien des Parlamentsadels in den Strudel hineingerissen und dezimiert, aus dem Land gejagt, verfolgt, auseinandergesprengt. Auch Charles Myriel emigrierte gleich zu Anfang der Revolution nach Italien. Hier starb seine Frau an einer Brustkrankheit, an der sie schon seit Jahren gelitten hatte. Kinder hatten sie nicht. War es der Zusammenbruch der

alten Weltordnung, der Niedergang seiner Familie, die Dramen des Schreckensjahres 1793, die den Emigrierten aus der Ferne noch entsetzlicher erschienen, als sie in Wirklichkeit waren, kurz: Waren es die äußerlichen Umwälzungen, die ihn der Welt und ihren Freuden entfremdeten? Oder traf mitten in dem Strudel seiner Vergnügungen ihn persönlich ein Unglück, das die tiefsten Tiefen seines Herzens aufwühlte und seinem Denken eine andere Richtung wies? Diese Fragen wusste niemand zu beantworten; nur so viel stand fest, dass er, aus Italien zurückgekehrt, Priester war.

Im Jahr 1804 war Myriel Pfarrer von Brignolles, wo er ein sehr zurückgezogenes Leben führte. Zu dieser Zeit, kurz nach Napoleons Kaiserkrönung, kam er einmal behufs Erledigung eines Amtsgeschäftes nach Paris und musste unter anderen auch dem Kardinal Fesch seine Aufwartung machen. Während nun unser wackerer Pfarrer im Vorzimmer wartete, kam zufällig auch der Kaiser, um den Kardinal, seinen Oheim, zu besuchen. Ihm fiel ein gewisser Ausdruck von Neugierde auf, mit dem die Augen des Pfarrers ihm folgten, und sich umwendend fragte er barsch:

»Wer ist denn der gute Mann, der mich so ansieht?«

»Majestät, sagte Myriel, sehen einen guten und ich einen großen Mann. Beide Teile können profitieren.«

Der Kaiser fragte nachher den Kardinal sofort nach dem Namen dieses Pfarrers, und kurze Zeit darauf erfuhr Myriel zu seiner großen Verwunderung, dass er auf den Bischofssitz von Digne berufen sei.

Im Übrigen wusste niemand, ob an den Gerüchten, die über Myriels Vorleben in Umlauf waren, etwas Wahres sei. Nur wenige hatten seine Familie gekannt.

Selbstredend ging es Myriel wie jedem neuen Ankömmling in jeder Kleinstadt, wo jedermann einen Mund zum Reden, aber nur wenige ein Hirn zum Denken haben. Er musste die Leute reden lassen, obgleich und weil er Bischof war. Was man sich über ihn erzählte, waren nur Reden, nur leeres Wortgeklingel, und als er neun Jahre in Digne residiert hatte, war all der Klatsch, der anfangs alle kleinen Geister in dieser kleinen Stadt in große Aufregung versetzt hatte, der Vergessenheit anheimgefallen. Niemand wagte mehr davon zu sprechen, niemand ihn zu gehässigen Zwecken auszubeuten.

Myriel brachte nach Digne ein altes Fräulein namens Baptistine mit, die seine Schwester und zehn Jahre jünger war als

er. Die ganze Dienerschaft der beiden Geschwister bestand in einer Magd desselben Alters wie Mademoiselle Baptistine, namens Madame Magloire, die ehemals nur die »Magd des Herrn Pfarrers« gewesen und nun zugleich als Kammerfrau von Mademoiselle Baptistine und als Wirtschafterin Seiner Bischöflichen Gnaden fungierte.

Mademoiselle Baptistine war eine hochgewachsene, blasse, hagere Dame von sanftem Wesen, eine Verkörperung all dessen, was ein weibliches Wesen achtenswert macht; denn auf Ehrfurcht Anspruch erheben darf ja wohl nur das Weib, das Mutter ist. Hübsch war sie nie gewesen, aber da ihr ganzes Leben mit Werken frommer Liebestätigkeit ausgefüllt worden war, so war jetzt über ihre äußere Erscheinung ein Art lichter Klarheit ausgegossen, etwas, das man die Schönheit des Gemüts nennen kann. Was in ihrer Jugend Magerkeit gewesen, hatte sich jetzt zu engelhafter Durchsichtigkeit verklärt. Sie war mehr Seele noch als jungfräuliches Weib, gleichsam ein Schatten mit so viel Körper, dass man ihm noch ein Geschlecht beilegen konnte; ein wenig Stoff, der einen lichten Glanz einhüllte. Dazu große Augen, die sie immer zur Erde gesenkt hielt, als suche diese Seele einen Vorwand, noch hienieden zu verweilen.

Madame Magloire war eine kleine, dicke Alte, die immer keuchte, weil sie sich im Haus tüchtig tummelte, und zweitelte, weil sie engbrüstig war.

Als Myriel seinen Einzug in Digne hielt, wurde er mit den üblichen hohen Ehrungen, gemäß den kaiserlichen Dekreten, laut denen die Bischöfe im Rang unmittelbar den Brigadegenerälen folgen, in dem bischöflichen Palast installiert. Der Maire und der Präsident machten ihm zuerst ihre Aufwartung, und er seinerseits besuchte zuerst den General und den Präfekten. Dann, nachdem die Installation vollzogen war, wartete die Stadt, wie ihr neuer Bischof seines Amtes walten würde.

## II.

### Monsieur Myriel wird der Monsieur Bischof Bienvenu

Der bischöfliche Palast in Digne lag neben dem Hospital. Es war ein großes, schönes Gebäude, das zu Anfang des 18. Jahr-

hundreds von Henri Puget, Doktor der Theologie und 1712 Bischof von Digne, errichtet worden war. Alles in diesem wahrhaft fürstlichen Schloss war in großem Stil angelegt: die Wohnzimmer des Bischofs, die Säle, die Kammern, der große Ehrenhof nebst den Wandelgängen, die sich, von altflorentinischen Arkaden überwölbt, um ihn herumzogen, die mit herrlichen Bäumen bepflanzten Gärten. In dem Speisesaal, einer langen und prachtvollen Galerie, die im Erdgeschoss gelegen war und sich zu den Gärten hinaus öffnete, hatte einst Henri Puget sieben hohe Würdenträger der Kirche feierlichst bewirtet. Die Bildnisse dieser sieben Ehrfurcht gebietenden Prälaten schmückten den Saal, und das denkwürdige Datum, der 29. Juli 1714, war mit goldenen Buchstaben auf einer weißen Marmortafel eingegraben.

Das Hospital war ein enges, niedriges, einstöckiges Haus mit einem kleinen Garten.

Drei Tage nach seiner Ankunft besichtigte der Bischof das Hospital. Nach Beendigung der Visitation ließ er sofort den Direktor zu sich bescheiden.

»Herr Direktor, redete er ihn an, wie viel Patienten haben Sie gegenwärtig?«

»Sechszwanzig, Eure Bischöfliche Gnaden.«

»So viele habe ich auch gezählt«, bemerkte der Bischof.

»Die Betten«, hob der Direktor wieder an, »stehen recht dicht aneinander.«

»Das ist mir auch aufgefallen.«

»Statt Säle haben wir nur Stuben, die schwer zu lüften sind.«

»Das scheint mir auch so.«

»Und fällt einmal ein Sonnenstrahl in den Garten, so ist er zu klein, die vielen Rekonvaleszenten zu fassen.«

»Das habe ich mir auch gesagt.«

»Wenn Epidemien umgehen, wie zum Beispiel dieses Jahr der Typhus und vor zwei Jahren Friesel und Schweißfieber, haben wir bisweilen an die hundert Kranke und wissen dann nicht, wo wir mit ihnen hinsollen.«

»Der Gedanke ist mir auch in den Sinn gekommen.«

»Aber all diesen Übelständen ist nun einmal nicht abzuhelfen«, sagte der Direktor. »Man muss sich fügen.«

Dieses Zwiegespräch fand in dem Speisesaal des Erdgeschosses statt.

Der Bischof schweig einen Augenblick und wandte sich dann wieder an den Direktor mit der hastigen Frage:

»Herr Direktor, wie viele Betten, meinen Sie, würde wohl dieser Saal allein schon fassen?«

»Der Speisesaal, Eure Bischöfliche Gnaden?«, rief der Direktor in maßlosem Erstaunen.

Der Bischof überschaute den Saal und schien mit den Augen Messungen anzustellen.

»Zwanzig Betten würden hier wohl Platz finden«, flüsterte er leise, als spreche er für sich. Dann, zu dem Direktor gewandt, fuhr er laut fort:

»Ich will Ihnen was sagen, Herr Direktor. Es liegt offenbar ein Irrtum vor. Ihr seid sechsundzwanzig Menschen in fünf bis sechs winzigen Zimmerchen. Unserer sind hier drei, und wir haben Platz für sechzig. Da liegt ein Irrtum vor, sage ich Ihnen noch einmal. Sie haben meine Wohnung und ich die Ihrige. Geben Sie mir mein Haus wieder. Sie gehören hierhin.«

Am folgenden Tag waren die sechsundzwanzig armen Kranken in dem Palast des Bischofs untergebracht und der Bischof in das Krankenhaus übergesiedelt. Myriel hatte, da seine Familie durch die Revolution ruiniert war, kein Vermögen. Seine Schwester bezog eine Leibrente von fünfhundert Francs, die seinerzeit im Pfarrhaus für ihre persönlichen Bedürfnisse ausgereicht hatten. Myriel erhielt vom Staat als Bischof ein Gehalt von fünfzehntausend Francs. Über diese Summe verfügte Myriel laut einer von ihm selber aufgestellten Rechnung, deren Original uns vorliegt, ein für alle Mal folgendermaßen:

Ausgaben für meinen Haushalt	
Für das kleine Seminar . . . . .	1500 Francs
Für die Missionskongregation . . . . .	100 Francs
Für die Lazaristen zu Montdidier . . . . .	100 Francs
Für das Seminar der auswärtigen Missionen in Paris . . . . .	200 Francs
Für die Kongregation des Heiligen Geistes . . . . .	150 Francs
Für die religiösen Anstalten im Heiligen Land . . . . .	100 Francs
Für die Frauenvereine zur Unterstützung armer Wöchnerinnen . . . . .	300 Francs
Für den Verein in Arles außerdem noch . . . . .	50 Francs
Für die Verbesserung der Gefängnis- einrichtungen . . . . .	400 Francs
Zur Unterstützung und Befreiung Gefangener . . . . .	500 Francs

Für die Befreiung von Familienvätern aus dem Schuldgefängnis . . . . .	1000 Francs
Zuschuss zu den Gehältern der armen Schullehrer der Diözese	2000 Francs
Für das Getreidemagazin der Oberalpen .	100 Francs
Für die Kongregation der Damen von Digne, Manosque und Sisteron zur Erteilung von unentgeltlichem Unter- richt an bedürftige Mädchen . . . . .	1500 Francs
Für die Armen . . . . .	6000 Francs
Für meine persönlichen Ausgaben . . . . .	1000 Francs
	<u>Summa 15 000 Francs</u>

An dieser Einrichtung »seines sogenannten Haushalts« änderte er nichts, solange er den Bischofssitz zu Digne innehatte.

Dieser Anordnung unterwarf sich auch Mademoiselle Baptistine ohne den geringsten Widerspruch. Für diese fromme Dame war Myriel nicht allein ihr Bruder, sondern auch ihr Bischof, ein Freund, den die Natur ihr zugesellt, und ein Vorgesetzter, den die Kirche ihr übergeordnet hatte. Sie brachte ihm nur Liebe und Ehrfurcht entgegen. Allen seinen Worten pflichtete sie bei; was er tat, hieß sie gut. Nur die Magd, Madame Magloire, murrte ein wenig. Hatte doch der Herr Bischof – wie aus der oben angeführten Rechnung erhellt – sich nur tausend Francs vorbehalten, was mit Mademoiselle Baptistines Pension fünfzehnhundert Francs jährlich ergab. Mit diesen fünfzehnhundert Francs bestritten die beiden Frauen und der alte Herr ihren ganzen Lebensunterhalt.

Und wenn ein Dorfpfarrer nach Digne kam, brachte es der Bischof noch fertig, ihn anständig zu bewirten, dank Madame Magloires großer Sparsamkeit und Mademoiselle Baptistines weiser Haushaltungskunst. Eines Tages – er war damals seit etwa drei Monaten in Digne – sagte der Bischof:

»Meine Einkünfte wollen doch gar nicht recht ausreichen!«

»Das wollte ich meinen!«, rief Madame Magloire. »Wenn Eure Bischöfliche Gnaden sich wenigstens noch das Geld auszahlen ließen, das Ihnen das Departement als Vergütung für Equipage und Reiseunkosten schuldig ist. Die Vorgänger Eurer Bischöflichen Gnaden haben es doch immer so gehalten!«

»In der Tat, Sie haben recht, Madame Magloire«, stimmte ihr der Bischof bei und reichte ein Gesuch bei der Stadtverwaltung ein.

Der Generalrat zog auch das Gesuch in Erwägung und warf einen Posten von dreitausend Francs jährlich aus, als Vergütung der Unkosten, die der Herr Bischof für seine Equipage in der Stadt und für seine Reisen mit der Post zu bestreiten habe.

Natürlich erhoben die Freidenker ein Zetergeschrei, und ein Senator namentlich, ein ehemaliges Mitglied des Rats der Fünfhundert, der dem Staatsstreich vom 18. Brumaire zugestimmt und von Napoleon ein bei Digne gelegenes großes Gut als Dotation erhalten hatte, erließ an den Kultusminister Bigot de Préameneu ein entrüstetes Schreiben, dem wir folgende Zeilen entnehmen:

»Wozu eine Equipage in einer Stadt, die keine viertausend Einwohner hat? Und Unkosten für Rundreisen? Was sollen denn solche Rundreisen für einen Zweck haben? Und wie reist man denn per Post in einem Gebirgsland? Wir haben hier ja überhaupt keine Chaussees. Man reist hier nur zu Pferd. Kaum dass die Brücke über die Durance bei Château-Arnoult ein Ochsenfuhrwerk tragen kann! Aber so sind die Priester alle! Geldgierig und geizig. Der hier hat anfangs den Heiligen gespielt. Jetzt macht er's wie die anderen. Er muss in einer Equipage fahren und in einer Postkutsche reisen! Er braucht Luxus wie die Bischöfe des alten Regimes. Oh, über dieses Pfaffengeschmeiß! Glauben Sie mir, Herr Graf, ehe uns der Kaiser die Schwarzröcke nicht vom Hals schafft, werden die Zustände nicht besser. Nieder mit dem Papst! (Frankreich stand damals mit Rom auf gespanntem Fuße). Ich für mein Teil bin dafür, dass Cäsar allein regiert. Usw. usw.«

Desto mehr freute sich Madame Magloire.

»So ist's recht, sagte sie zu Mademoiselle Baptistine. Seine Bischöfliche Gnaden haben bis jetzt nur für andere gesorgt, aber schließlich haben Sie doch endlich auch an sich denken müssen. Die Armen sind nun versorgt, und die dreitausend Francs bleiben für uns. Es war auch Zeit, dass wir was kriegten!«

Am Abend desselben Tages stellte der Bischof wieder eine Rechnung auf und gab sie seiner Schwester. Sie lautete folgendermaßen:

Unkosten für Equipage und Amtsreisen	
Zu Bouillon für die Kranken	
unseres Hospitals . . . . .	1500 Francs
Für den Frauenverein zu Arles . . . . .	250 Francs
Für den Frauenverein zu Draguignan . . . . .	250 Francs
Für die Findelkinder . . . . .	500 Francs
Für die Waisenkinder . . . . .	500 Francs
	<hr/>
	Summa 3 000 Francs

Das war Myriels Budget.

Was die Nebeneinkünfte anbelangt, die Einnahmen für Abkauf von Aufgeboten, für Dispensationsscheine, Nottaufen, Predigten, Einweihungen von Kirchen und Kapellen, Hochzeiten usw., so trieb der Bischof diese Gelder von den Reichen mit umso größerer Strenge ein, da er sie sämtlich den Armen zuwandte.

Nach Verlauf einer kurzen Zeit flossen ihm denn auch Liebesgaben in reicher Menge zu. Begüterte und Bedürftige, alle klopfen an Myriels Tür, die einen, um Spenden bei ihm zu hinterlegen, die anderen, um sie in Empfang zu nehmen. Aber so beträchtliche Summen ihm auch durch die Hände gingen, so fand er sich doch nicht veranlasst, seine Lebenshaltung in irgendeinem Punkt zu ändern und sich außer dem Notwendigen auch Überflüssiges zu gestatten.

Im Gegenteil. Da in der menschlichen Gesellschaft allzeit unten mehr Elend als oben Wohltätigkeitssinn vorhanden ist, so war alles schon weggegeben, ehe er es bekommen hatte, so fiel alles wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Man konnte ihm noch so viel Geld geben, nie hatte er etwas. In solchen Fällen gab er noch mehr von dem seinigen her.

Der dankbare Instinkt des Volkes wählte denn auch unter den Vornamen, die sein Bischof dem Brauch gemäß in seinen Erlassen und Hirtenbriefen vollständig aufzählte, denjenigen heraus, der einen bedeutungsvollen Sinn darbot. Die armen Leute nannten ihn nur den *Bienvenu* (»Willkommen«, »Segensreich«). Wir wollen diesem Beispiel folgen und ihn gelegentlich gleichfalls so nennen. Ihm selber sagte übrigens diese neue Bezeichnung zu. »Der Name gefällt mir«, ließ er sich vernehmen. Er mildert, was der Titel »Bischöfliche Gnaden« zu Stolzes hat.«

Dass diese Schilderung, die wir hier entwerfen, die Wahrscheinlichkeit für sich habe, wagen wir nicht zu behaupten, wohl aber ist sie der Wahrheit gemäß.

### III.

## Ein tüchtiger Arbeiter findet viel zu tun

Der Bischof hatte zwar seine Equipage in Almosen umgewandelt, bereiste aber gleichwohl fleißig seinen Amtssprengel, was mit erheblichen Strapazen verbunden war. Die Diözese Digne ist ein Land mit wenig Ebenen und viel Bergen, dabei fast ohne Chausseen, wie schon erwähnt. Sie umfasst zwei- und dreißig Pfarreien, einundvierzig Vikariate und zweihundertfünfundachtzig Filialkirchen. Dies alles zu bewältigen erforderte keine geringe Summe von Arbeitskraft, die aber unser Bischof aufzubringen verstand. War der betreffende Ort in der Nachbarschaft gelegen, so ging er zu Fuß; in den ebenen Gegenden fuhr er in einer Halbkutsche, im Gebirge ritt er auf einem Maultier. Die beiden Frauen begleiteten ihn gewöhnlich, außer wenn die Strapazen das billige Maß überstiegen. In diesem Fall reiste er allein.

Eines Tages ritt er in Senez, einer alten Bischofsstadt, auf einem Esel ein. Ein anderes Transportmittel hatte er wegen der starken Ebbe, die in seiner Börse aufgetreten war, nicht genehmigen können. Als er nun von seinem Esel abstieg, maß ihn der Bürgermeister, der sich zu seinem Empfang vor dem Bischofspalais eingefunden, mit Blicken, aus denen tiefe sittliche Entrüstung sprach, und einige Vorübergehende, die ihrer Kleidung nach zu urteilen den besseren Ständen angehörten, blieben stehen und lachten.

»Meine Herren, sagte der Bischof, ich kann mir das Motiv Ihres Unwillens denken: Sie finden es anmaßend, dass ein armer Priester sich des Reittiers Jesu Christi bedient. Ich versichere Ihnen aber, ich tue es aus Not, nicht aus Eitelkeit.«

Wohin er auch bei einer solchen Rundreise kam, stets zeigte er sich milde und nachsichtig gegen seine Untergebenen, und in seinen Predigten schlug er vorzugsweise einen gemüthlichen Gesprächston an. Weit hergeholte Gründe und Beispiele liebte er nicht. Dagegen ermahnte er die Leute an einem Ort, sich die Bewohner eines anderen, benachbarten, zum Vorbild zu nehmen. Wo man hart gegen die Bedürftigen war, sagte er zum Beispiel: »Nehmt euch eure Nachbarn in Briançon zum Vorbild. Sie haben den Armen, den Witwen und Waisen die Erlaubnis erteilt, ihre Wiesen drei Tage vor den anderen abmähen zu lassen, und reparieren ihnen ihre Häuser, wenn sie baufällig geworden sind, unentgeltlich. Des-

halb hat aber auch der liebe Gott das Land gesegnet, denn volle hundert Jahre lang ist daselbst kein Mord vorgekommen.«

Zu Leuten, die bei der Ernte zu genau verfahren, sagte er: »Seht euch mal an, wie sie's in Embrun machen. Hat ein Familienvater Söhne beim Militär oder Töchter, die in der Stadt dienen, und kann er wegen Krankheit oder aus einem andern Hinderungsgrund die Einbringung seiner Ernte nicht besorgen, so empfiehlt ihn der Pfarrer der Gemeinde, dann kommen am Sonntag alle Leute aus dem Dorf, die Männer, die Frauen, die Kinder, mähen ihm sein Getreide und schaffen es ihm, Korn und Stroh, in seine Scheune.« –

Zu den Familien, die wegen Geld- und Erbschaftsangelegenheiten uneinig waren, sagte er: »Schaut mal, wie sie's in Devolny anfangen. Es ist das eine raue Gebirgsgegend, wo man den Gesang der Nachtigall kaum ein Mal in fünfzig Jahren zu hören bekommt. In diesem Land also gehen die Söhne, wenn der Vater stirbt, in die Fremde und überlassen das Erbe ihren Schwestern, damit diese sich verheiraten können.« – In den Kantonen, wo viel prozessiert wurde, sagte er: »Nehmt euch die braven Bauern in Queyras zum Vorbild. Es sind ihrer dreitausend Seelen, und die Leute leben dort einträchtig, als bildeten sie eine kleine Republik für sich. Richter und Exekutor gibt's dort nicht. Der Schulze besorgt da alles. Er veranlagt die Steuern, schätzt jeden ein, wie er's vor seinem Gewissen verantworten kann, schlichtet unentgeltlich Streitigkeiten, teilt Erbschaften, ohne Honorar zu fordern, fällt Urteilsprüche, ohne den Leuten Unkosten zu verursachen, und er findet Gehorsam, weil er ein gerechter Mann ist und unter einfachen Leuten lebt.« In den Dörfern, wo kein Schullehrer war, verwies er wieder auf das Beispiel der Bauern in Queyras: »Wisst ihr, wie die's machen? Da ein Dorf mit nur zwölf bis fünfzehn Häusern nicht immer die Mittel besitzt, einen Magister zu ernähren, so tun sich die Bewohner des ganzen Tals zusammen und halten sich Schulmeister. Die gehen von Dorf zu Dorf und geben hier acht, dort zehn Tage lang Unterricht. Diese Magister finden sich ein, wo Jahrmarkt ist, und ich habe selber welche gesehen. Sie sind an den Schreibfedern, die sie in einer Schnurschleife am Hut tragen, zu erkennen. Die nur Unterricht im Lesen erteilen, haben *eine* Feder; die im Lesen und Rechnen unterrichten, zwei; die Lesen, Rechnen und Latein lehren, drei. Diese Letzteren sind

große Gelehrte. Aber welche Schande, unwissend zu sein! Ahmt den Leuten in Queyras nach.«

In dieser eindringlichen und väterlichen Ausdrucksweise pflegte er mit den Leuten zu reden. Und in Ermangelung von Beispielen erfand er Gleichnisse, hob deutlich das hervor, worauf es ankam, und brauchte wenig Redensarten, aber desto mehr bildliche Wendungen, wie Jesus Christus, dessen Beredsamkeit zu Herzen ging, weil sie aus dem Herzen kam.

#### IV.

### Übereinstimmung von Taten und Worten

Im Gespräch war er leutselig und heiter. Er passte sich dem Verständnis der beiden Frauen an, die bei ihm lebten. Lachen konnte er so herzlich wie ein Schulknabe.

Madame Magloire nannte ihn gern »hoher Herr«. Eines Tages nun erhob er sich von seinem Sessel, um ein Buch zu holen, konnte es aber, da es auf einem oberen Regal lag und er von zu kleiner Statur war, nicht langem. Da rief er Madame Magloire: »Bringen Sie mir doch einen Stuhl. Die Hoheit des hohen Herrn reicht nicht bis an das Brett da.«

Eine entfernte Verwandte von ihm, die Gräfin von L<sup>o</sup>e, ließ es sich selten entgehen, in seiner Gegenwart die »Hoffnungen« ihrer drei Söhne ausführlich aufzuzählen, nämlich all die Glücksgüter und Vorteile, die sie von reichen alten Verwandten binnen voraussichtlich kurzer Zeit erben würden. Der jüngste Sohn erwartete von einer Großtante ein Jahreseinkommen von nicht weniger als hunderttausend Francs; dem zweiten musste der Herzogstitel seines Oheims zufallen; der älteste hatte Anwartschaft auf die Pairie seines Großvaters. Diesen unschuldigen und verzeihlichen Prahlerien der zärtlichen Mutter hörte meistens der Bischof mit musterhaftem Stillschweigen zu. Bei einer Gelegenheit indes hing er seinen eigenen Gedanken nach, während die Gräfin sich in weitschweifigen Erörterungen all dieser Sukzessionen und »Hoffnungen« erging. Plötzlich brach sie ungeduldig ab und fragte ärgerlich: »Aber, Vetter, woran denken Sie denn?« – »An einen sonderbaren Ausspruch«, versetzte er, »der, wenn ich nicht irre, sich in den Werken des heiligen Augustin findet: ›Setzt eure Hoffnung auf den, dem niemand sukzediert.««

Ein anderes Mal, als er eine Todesanzeige mit einem langatmigen Verzeichnis der Würden des Verstorbenen und der Adelstitel aller Verwandten desselben erhalten hatte, rief er aus: »Was für einen starken Rücken Freund Hein haben muss, dass man ihm so viel gewichtige Titel aufpacken kann, und wie gescheit die Menschen sind, da sie sogar in einem Grab Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Eitelkeit finden!«

Er verstand auch zu spotten, in harmloser Weise, aber fast immer mit einem ernsten Hintergedanken. So kam einmal während der Fastenzeit ein junger Vikar nach Digne und hielt eine recht beredete Predigt über die Mildtätigkeit. Er forderte die Reichen auf, den Armen zu geben, um der Hölle zu entgehen, deren Schrecknisse er ihnen in den grellsten Farben ausmalte, und sich das Himmelreich zu erobern, das er als überaus lieblich und erstrebenswert hinstellte. Diese Schilderung machte auf einen seiner Zuhörer, der im Handel zwei Millionen zusammengerafft hatte, einen so nachhaltigen Eindruck, dass er von seiner Gepflogenheit, niemals Almosen zu geben, abließ und von der Zeit an jeden Sonntag an der Kirchentür eine kleine Kupfermünze für sechs Bettlerinnen spendete. Eines Tages nun, als er wieder diesen Akt hochherziger Mildtätigkeit vollzog, sah ihn der Bischof und bemerkte lächelnd zu seiner Schwester: »Sieh mal, da kauft sich Monsieur Geborand für einen Sou ewige Seligkeit.«

Handelte es sich um Mildtätigkeit, so ließ er sich selbst durch eine abschlägige Antwort nicht abschrecken und verstand es, mit einer treffenden, geistreichen Entgegnung den Widerspenstigen anderen Sinnes zu machen. Einmal sammelte er in einer Gesellschaft für die Armen. Unter den Anwesenden befand sich der Marquis de Champtercier, ein reicher alter Geizhals, der das Kunststück fertiggebracht hatte, zugleich ultraroyalistisch und ultravoltairianisch gesinnt zu sein. Denn es hat auch solche Käuze gegeben. Als der Bischof zu ihm gelangt war, berührte er ihn am Arm und sagte: »Herr Marquis, Sie müssen mir etwas geben.« Der Marquis wandte sich um und antwortete trocken: »Bischöfliche Gnaden, ich habe schon meine Armen.« – »Dann geben Sie mir die«, entgegnete der Bischof.

Eines Tages hielt er im Dom folgende Predigt: »Teuerste Brüder, liebe Freunde, es gibt in Frankreich 1 320 000 Bauernhäuser mit nur drei, 1 817 000 mit zwei Öffnungen, der Tür und einem Fenster, und endlich 346 000 Hütten mit ei-

ner einzigen Öffnung, der Tür. Schuld daran ist etwas, das man die Tür- und Fenstersteuer nennt. Denkt euch nun arme Familien, alte Frauen, kleine Kinder in solchen Behausungen, und stellt euch vor, was für Fieber, was für Krankheiten da herrschen müssen! Gott schenkt, das Gesetz verkauft den Menschen die Luft. Ich klage das Gesetz nicht an, aber Gottes Güte preise ich. In den Departements Isère, Var, Ober- und Unter-alpen haben die Sandleute nicht einmal Schubkarren und tragen den Dünger auf dem Rücken; keine Talglichter, und brennen Kienspäne oder mit Harz bestrichene Stricke. So macht man es in dem ganzen Ober-Dauphins. Das Brot backen sie auf ein halbes Jahr und heizen den Backofen mit getrocknetem Kuhmist. Im Winter zerschlagen sie dies Brot mit der Axt und lassen es vierundzwanzig Stunden in Wasser weichen, um es essen zu können. Seid barmherzig, liebe Brüder; bedenkt, wie viel Elend euch umgibt!«

Als geborener Provenzale war es ihm leicht geworden, sich mit allen südfranzösischen Dialekten gründlich vertraut zu machen. Das gefiel dem gemeinen Volk sehr und trug nicht wenig dazu bei, dass er seine Gedanken dem Verständnis aller näherbringen konnte. Er war in der Hütte und im Gebirge zu Hause. Er verstand es, die erhabensten Dinge mittels der trivialsten Redewendungen auszudrücken, und da er jedermanns Sprache redete, fand er auch Mittel und Wege, seinen Ideen Eingang in jedermanns Herz zu verschaffen.

Übrigens benahm er sich gleich gegen die Vornehmen und Geringen.

Nie übereilte er sich mit Verdammungsurteilen, sondern zog stets die Umstände in Erwägung. »Erst wollen wir uns den Weg ansehen«, pflegte er zu sagen, »den das Vergehen entlang gekommen ist.«

Als »Exsünder«, wie er sich im Scherz nannte, trug er keine Strenge zur Schau und lehrte mit großem Freimut und ohne seine Stirn nach Art der Tugendhelden in finstere Falten zu legen, Grundsätze, die man in folgenden Worten zusammenfassen könnte:

»Der Mensch ist ein Geist, der mit Fleisch bekleidet ist. Dieses Fleisch ist eine Last und eine Versuchung. Der Mensch trägt es und gibt ihm nach.«

»Er soll es im Auge behalten, es zurückdrängen, es niederhalten und ihm nur im äußersten Notfall willfahren. Solch ein Gehorsam kann mit Schuld behaftet sein, aber solch eine

Schuld findet Vergebung. Wer so nachgibt, fällt, aber auf die Knie und kann sich mit Gebet loskaufen.«

»Ein Heiliger zu sein ist die Ausnahme, ein Gerechter zu sein ist die Regel. Irret, fehlet, sündigt, aber seid Gerechte.«

»So wenig Sünde wie möglich, lautet das Gesetz für den Menschen. Gar nicht zu sündigen ist das Ideal des Engels. Alles Irdische ist der Sünde unterworfen. Wir können uns von ihr ebenso wenig frei machen wie von dem Gesetz der Schwere.«

Hörte er ein allgemeines Zetergeschrei, sah er die große Menge ein hastiges Tadelsvotum abgeben, so spottete er: »Hier liegt gewiss eine Sünde vor, die jedermann begeht. Sonst würden die Heuchler es nicht so eilig haben zu protestieren, um den Verdacht von sich abzulenken.«

Gegen die Frauen und die Armen, auf denen mit ihrer ganzen Wucht die menschliche Gesellschaft lastet, war er nachsichtig: »An den Vergehen der Frauen, der Kinder, des Gesindes, der Schwachen, der Bedürftigen und Unwissenden sind die Männer, die Eltern, die Herrschaften, die Starken, Reichen und Gelehrten schuld.«

Ferner: »Die Unwissenden belehret, so gut ihr es vermögt; die Gesellschaft ist zu tadeln, dass sie nicht den öffentlichen Unterricht unentgeltlich erteilen lässt; sie ist verantwortlich für die Finsternis, der sie die Entstehung gibt. Ist eine Seele umnachtet, so schleicht sich die Sünde in sie hinein. Nicht derjenige ist der Schuldige, der die Sünde begeht, sondern der die Nacht geschaffen hat.«

Man sieht, er hatte eine absonderliche und eigene Art, die Dinge zu beurteilen. Ich habe ihn stark in Verdacht, dass er diese Gedanken dem Evangelium entnommen hatte.

Eines Tages war er gerade zugegen, als in einer Gesellschaft von einem Kriminalprozess gesprochen wurde, der damals die Gerichte beschäftigte. Ein armer Mensch hatte sich aus Liebe zu einer Frau und zu dem Kind, das sie ihm geboren, der Falschmünzerei schuldig gemacht, da er sie auf andere Weise vor dem Hungertod nicht zu bewahren wusste. Dieses Verbrechen wurde damals noch in Frankreich mit der Todesstrafe geahndet. Die Frau war bei dem ersten Versuch, ein von dem Mann fabriziertes Geldstück in Umlauf zu setzen, verhaftet worden, aber Beweise, um sie einer Schuld zu überführen, hatte man nicht. Sie allein konnte gegen ihren Liebhaber aussagen und durch ein Geständnis seine Verurteilung ermög-

lichen. Sie leugnete aber aufs Hartnäckigste. Da hatte der Staatsanwalt einen gescheiten Einfall. Er legte der Unglücklichen geschickt ausgewählte Bruchstücke aus Briefen des Mannes vor und brachte sie auf diese Weise zu dem Glauben, sie habe eine Nebenbuhlerin, mit der er sie hintergehe. Da klagte sie, getrieben von sinnloser Eifersucht, ihren Geliebten an und lieferte die nötigen Beweise. Nun war der Mann verloren, und nächster Tage sollte ihm, samt seinen Mitschuldigen, in Aix der Prozess gemacht werden. Dieser Vorfall also bildete den Gegenstand der Unterhaltung, und alle bezeugten das höchste Entzücken über die Schlaueit des Staatsanwalts. Dadurch, dass er die Eifersucht ins Spiel gezogen, auf die Rachsucht der gekränkten Eitelkeit spekuliert, habe er der Wahrheit und Gerechtigkeit zum Sieg verholfen. All diesen Lobeshebungen hörte der Bischof bis zu Ende schweigend zu. Dann fragte er:

»Vor welches Gericht werden die beiden gestellt werden?«

»Vor die Assisen.«

»Und der Staatsanwalt?«

Wir müssen hier noch einen anderen tragischen Vorfall erwähnen, der sich in Digne zutrug. Es wurde ein Mann wegen Mordes zum Tode verurteilt, ein Unglücklicher, der nicht gerade ein gebildeter Mann, aber auch nicht ganz unwissend war, und der sich als Akrobat und öffentlicher Schreiber sein Brot auf den Jahrmärkten verdiente. Der Prozess erregte große Sensation. An dem Tag vor der Hinrichtung wurde der Gefängnisgeistliche krank, und da man einen Priester brauchte, der den armen Sünder auf seinem letzten Gang begleiten sollte, schickte man nach dem Stadtgeistlichen. Dieser aber weigerte sich, wie es heißt, mit rücksichtsloser Deutlichkeit: »Das geht mich nichts an«, ließ er sich vernehmen, »ich werde es bleiben lassen, mich mit dem Hanswurst zu befassen. Außerdem bin ich selber krank, und es ist überhaupt nicht mein Beruf.« Seine Äußerungen wurden dem Bischof hinterbracht, und dieser sagte: »Der Herr Pfarrer hat recht. Es ist nicht sein Beruf. Aber es ist der meinige.«

Er begab sich auch unverzüglich in das Gefängnis, ließ sich in die Zelle des »Hanswursts« führen, redete ihn mit seinem Namen an, ergriff seine Hand und sprach zu ihm. Den ganzen Tag blieb er bei ihm, versagte sich Essen, Trinken und Schlaf, betete zu Gott für die Seele des Verurteilten und ermahnte den Unglücklichen, seines Seelenheils zu gedenken.

Er predigte ihm die besten Wahrheiten, nämlich die einfachsten. Er sprach mit ihm wie ein Vater, ein Bruder, ein Freund; und kehrte den Bischof nur hervor, um ihn zu segnen. Er unterwies ihn, indem er ihn beruhigte und tröstete. Der Mann sah seinem letzten Augenblick mit Verzweiflung entgegen. Der Tod war ihm ein Abgrund, an dessen Rand er schauernd zurückbebt. Er war nicht so roh, dass er völlig stumpf hätte sein können. Seine Verurteilung hatte ihn bis in sein Innerstes erschüttert und gewissermaßen jene Schranke hier und da niedergerissen, die das Geheimnis der Dinge unseren Blicken entzieht und die wir das Leben nennen. Durch die Breschen blickte er ohne Unterlass über diese Welt hinaus und sah nur Finsternis. Der Bischof aber zeigte ihm ein Licht.

Am anderen Tag, als der arme Sünder geholt wurde, war der Bischof gegenwärtig. Er ging neben ihm und zeigte sich den Augen der Menge im violetten Mantel, mit dem Bischofskreuz am Hals, neben einem mit Stricken gefesselten Verbrecher.

Er stieg mit ihm auf den Karren, stieg mit ihm auf das Schafott. Der Delinquent, der tags zuvor niedergedrückt und verzweifelt gewesen, sah gefasst aus. Er hatte das Gefühl, dass seine Seele Erlösung gefunden und bald mit ihrem Gott vereinigt sein werde. Der Bischof umarmte ihn und sagte in dem Augenblick, als das Fallmesser der Guillotine herabstürzen sollte: »Wen Menschen töten, den lässt Gott wiederauferstehen; wen seine Brüder verjagen, der findet den Vater. Bete, glaube, gehe in das ewige Leben ein: Der Vater ist da, dich aufzunehmen.« Als er vom Schafott wieder herunterstieg, lag in seinem Blick ein Etwas, vor dem die Menge ehrfurchtsvoll zurückwich. Man wusste nicht, was man mehr bewundern sollte, die Blässe oder die Heiterkeit seines Antlitzes. In der bescheidenen Wohnung angelangt, die er scherzend seinen Palast nannte, sagte er zu seiner Schwester: »Ich habe ein feierliches Hochamt gehalten.«

Da das Erhabenste oft am wenigsten Verständnis findet, so legten manche Leute das Verhalten des Bischofs als Affektation aus. Freilich nur Leute aus den besseren Ständen. Das Volk, das Werke der rechten Frömmigkeit nicht missdeutet, war gerührt und bewunderte seinen Bischof.

Was den Bischof anbetrifft, so hatte ihn der Anblick aufs Heftigste erschüttert, und es währte lange, ehe er diesen Eindruck verwand.

Das Schafott weckt in der Tat, wenn man es vor sich aufgerichtet sieht, in der Fantasie unheimliche Gedanken und Bilder. Man kann gleichgültig denken über die Todesstrafe, sich jedes Urteils enthalten; Ja und Nein sagen, solange man die Guillotine nicht mit eigenen Augen gesehen hat; ihr Anblick aber bringt eine mächtige Erschütterung in unserem geistigen Innern hervor und zwingt zur Parteinahme. Die einen bewundern sie dann, wie de Maistre, die anderen verfluchen sie, wie Beccaria. Die Guillotine ist das körperlich gewordene Gesetz, ihr Name ist Rache; sie ist nicht neutral und gestattet nicht, dass man neutral bleibt. Nichts Geheimnisvolleres als der Schauer, der uns bei ihrem Anblick durchzuckt! Alle sozialen Probleme richten um das Fallmesser ihre Fragezeichen auf. Die Guillotine ist eine Vision. Sie ist kein Gerüst, keine Maschine, kein Mechanismus aus Holz, Eisen, Stricken! Sie gleicht einem beseelten, der Tätigkeit fähigen Wesen. Es ist, als sehe, als höre diese Maschine, als habe sie einen Verstand, als seien dieses Holz, dieses Eisen, diese Stricke mit Willen begabt. Die durch ihre Gegenwart geängstigte Fantasie zeigt sie uns als einen Unhold, der mit Bewusstsein handelt. Die Guillotine beteiligt sich an der Tötung, die der Henker vollzieht; sie verschlingt, frisst Menschenfleisch und säuft Blut. Die Guillotine ist ein von dem Richter und dem Zimmermann fabriziertes Ungetüm, ein Gespenst, das sich fortwährend aus dem Tod ein scheußliches Leben schafft.

Deshalb war auch bei dem Bischof der Eindruck ein fürchterlicher und nachhaltiger; am Tag nach der Hinrichtung und viele Tage später sah er niedergedrückt aus. Die Seelenheiterkeit, die noch auf dem Schafott bis zu einer gewaltsamen Höhe angewachsen war, hatte ihn verlassen; ihn peinigte das Phantom der sozialen Gerechtigkeit. Er, der sonst auf seine Handlungen mit ungetrübter Seelenruhe zurückzublicken pflegte, schien sich diesmal Vorwürfe zu machen. Zeitweise stellte er halblaut traurige Betrachtungen an. Einen solchen Monolog belauschte eines Abends seine Schwester und behielt ihn in ihrem Gedächtnis: »Nein, so schauerlich hatte ich es mir nicht vorgestellt. Es ist unrecht, den Blick so fest auf das göttliche Gesetz zu heften, dass man die menschlichen Gesetze darüber vergisst. Den Tod zu geben, hat Gott allein das Recht: Warum befassen sich also die Menschen damit, da ihnen der Tod doch etwas Unbekanntes ist?«

Mit der Zeit wurden diese Eindrücke schwächer und erloschen vielleicht ganz. Nur fiel es auf, dass der Bischof es seitdem vermied, über den Richtplatz zu gehen.

Zu jeder Stunde durfte man Myriel zu Kranken und Sterbenden rufen. Er war sich klar darüber, dass einem solchen Ruf zu folgen die dringendste und wichtigste Obliegenheit seines Amtes war. Zu Witwen und Waisen ging er von selber: Sie brauchten ihn nicht erst zu sich zu bitten. Er vermochte es, stundenlang neben einem Mann, der eine geliebte Frau, bei der Mutter, die ihr Kind verloren, zu sitzen und zu schweigen. Ebenso aber, wie er zu schweigen verstand, passte er auch richtig den Augenblick ab, wo es zu reden galt. Und welch ein Trostspender war er! Nicht dadurch suchte er den Schmerz zu verdrängen, dass er verlangte, man solle ihn der Vergessenheit anheimgeben; nein, er bestrebte sich, ihn zu vertiefen und zu läutern, indem er zu hoffen lehrte. Er sprach: Achtet wohl darauf, wie ihr zu den Toten hinseht. Denkt nicht an das, was verweslich ist. Blickt fest hin, so werdet ihr den lebendigen Glanz dessen, den ihr beweint, droben schauen. Er kannte die Heilkraft des Glaubens, beruhigte die Verzweifelten, indem er sie auf die Geduld und die Ergebung in das Unabwendbare verwies, und lehrte den Schmerz, der auf ein Grab blickt, zudem Himmel emporzuschauen.

V.

## Der Bischof Bienvenu trägt seine Soutanen zu lange

Myriels häusliches Leben bewegte sich innerhalb derselben Gedankenwelt wie seine Amtstätigkeit. Die freiwillige Armut, in welcher der Herr Bischof von Digne beharrte, wäre wohl für jeden, der ihn hätte beobachten können, ein würdevolles und anmutendes Schauspiel gewesen.

Wie alle alten Leute und wie die meisten Denker schließ er nur wenig. Dafür aber ziemlich fest. Des Morgens gab er sich eine Stunde religiösen Betrachtungen hin, dann las er die Messe entweder im Dom oder in seinem Haus. Nach der Messe nahm er sein Frühstück ein, das aus Roggenbrot und Milch bestand. Dann arbeitete er.

Ein Bischof ist ein sehr beschäftigter Mann. Er muss täglich den Bistumssekretär und beinahe täglich seine Großvikare

empfangen. Er hat Kongregationen zu kontrollieren, Privilegien zu erteilen, alle neuen Erscheinungen auf dem Gebiet der geistlichen Literatur zu prüfen, wie Mess- und Gebetsbücher, Katechismen usw., Erlasse zu schreiben, Predigten zu autorisieren, Einigkeit zu stiften zwischen Pfarrern und Dorfschulzen, mit Geistlichen und mit den staatlichen Behörden zu korrespondieren. Kurz, tausenderlei Geschäfte.

Die Zeit, die ihm diese vielen Geschäfte, seine Amtsverrichtungen und sein Brevier übrig ließen, widmete er in erster Linie den Armen, den Kranken und Unglücklichen; die Zeit, die ihm dann noch blieb, widmete er der Arbeit. Bald grub er dann in seinem Garten, bald las und schrieb er. Beide Arten von Arbeit schienen ihm gleichwertig, denn der Verstand, so lautete sein Wahrspruch, bedarf ebenso sehr der Pflege und Bearbeitung wie ein Garten.

Gegen Mittag, wenn schönes Wetter war, ging er aus, aufs Land oder in die Stadt, und trat dabei oft in ärmliche Häuser ein. Die Leute sahen ihm dann gern nach, wie er allein vor sich hin ging, in tiefes Nachdenken versunken, auf seinen langen Stock gestützt, in seinem dick wattierten Rock, violetten Strümpfen, groben Schuhen und mit seinem flachen Hut, von dessen drei Ecken drei goldene Quaste herabgingen.

Sein Erscheinen wurde überall freudig begrüßt, als bringe er sozusagen Licht und Wärme mit. Die Kinder und die Greise kamen auf die Türschwelle, wie sie zu tun pflegten, wenn sie sich des Sonnenscheins erfreuen wollten. Er erteilte seinen Segen, und sie wünschten ihm Glück und Segen. Jedem, der etwas bedurfte, zeigte man sein Haus.

Hier und da blieb er stehen, sprach mit den Kindern und lächelte ihren Müttern zu. Solange er Geld hatte, besuchte er die Armen; hatte er keins mehr, so ging er zu den Reichen.

Da ihm seine Soutanen recht lange vorhalten mußten und er dies die Leute nicht allzu sehr merken lassen wollte, trug er bei seinen Gängen in der Stadt immer nur seinen dicken wattierten Rock, der ihm im Sommer manchmal recht lästig wurde.

Zu Hause angelangt, speiste er zu Mittag. Dieses Mahl glich dem Frühstück.

Um halb neun nahm er mit seiner Schwester die Abendmahlzeit ein, wobei Madame Magloire hinter ihnen stand und sie bediente. Es war ein ausnehmend frugales Mahl. Wenn jedoch der Bischof einen seiner Pfarrer zu Besuch hat-

te, benutzte Madame Magloire die gute Gelegenheit, um Seine Bischöflichen Gnaden mit einem vorzüglichen Fisch oder einem delikaten Stück Wild zu bewirten. Jeder Pfarrer war ihr ein willkommener Vorwand, ihren Herrn zu einer Abweichung von seiner strengen Diät zu verleiten, denn für gewöhnlich kamen nur in Wasser gekochtes Gemüse und Suppe mit auf den Tisch. Deshalb hieß es auch in der Stadt: »Wenn der Bischof nicht mit einem Pfarrer speist, isst er wie ein Trappist.«

Nach dem Abendessen plauderte er eine halbe Stunde mit Baptistine und Madame Magloire; dann zog er sich auf sein Zimmer zurück und schrieb wieder, bald auf einzelne Blätter, bald an den Rand eines Folianten. Er war sehr belesen und besaß wissenschaftliche Bildung. Er hat auch fünf bis sechs merkwürdige Manuskripte hinterlassen, unter anderem eine Abhandlung über den Vers im 1. Buch Mose: »Im Anfang schwebte der Geist Gottes über den Wassern.« Er verglich mit diesem Text drei Varianten, eine arabische: »Die Winde Gottes wehten«; die des Flavius Josephus: »Ein Wind von oben blies auf die Erde«, und die chaldäische Paraphrase des Onkelos: »Ein Wind kam von Gott und blies auf die Oberfläche der Gewässer.« In einer anderen Dissertation prüft er die theologischen Werke des Bischofs Hugo von Ptolemais, Urgroßonkel dessen, der dieses Buch schreibt, und wies nach, dass dieser Bischof der Verfasser der verschiedenen im vorigen Jahrhundert unter dem Pseudonym Barleycourt veröffentlichten Abhandlungen sei.

Bisweilen schweifte sein Geist, während er irgendein Buch vor sich hatte, von dem Inhalt desselben ab und überließ sich tiefsinnigen Betrachtungen, von denen er nur abließ, um das Resultat seines Nachdenkens in dem Buch selbst niederzuschreiben. Natürlich standen derartige Aufzeichnungen oft in gar keiner Beziehung zu dem Buch, das sie enthielt. So lautet zum Beispiel der Titel eines seiner Quartanten: »Korrespondenz des Lord Germain mit den Generälen Clinton, Cornwallis und den Admirälen der amerikanischen Station. Versailles, Verlag von Poinçot, und Paris, Verlag von Pissot, Quai des Augustins«. In diesem Buch haben wir folgende von dem Bischof niedergeschriebene Zeilen gefunden:

»O Du, der Du bist!

Der Prediger Salomo nennt Dich die Allmacht, die Bücher der Makkabäer den Schöpfer, die Epistel an die Epheser die

Freiheit, Baruch die Unendlichkeit, die Psalmen Weisheit und Wahrheit. Johannes das Licht, das Buch der Könige Herr, der Exodus die Vorsehung, der Leviticus die Heiligkeit, Esra die Gerechtigkeit, die Schöpfung Gott, der Mensch Vater; Salomo heißt dich den Erbarmer, und dies ist der schönste unter deinen Namen.« –

Gegen neun Uhr abends begaben sich die beiden Frauen in ihre Zimmer im ersten Stock und ließen ihn bis zum anderen Morgen im Erdgeschoss allein.

Hier müssen wir eine genaue Beschreibung der Wohnung unseres Bischofs einschalten.

## VI.

### Von wem er sein Haus bewachen ließ

Das Haus, das er bewohnte, bestand, wie schon erwähnt, aus einem Erdgeschoss und einem einzigen Stockwerk. Drei Räume im Erdgeschoss, drei Schlafzimmer im ersten Stock, darüber der Boden. Hinter dem Haus ein fünfundzwanzig Quadratruten großer Garten. Die beiden Frauen hatten den ersten Stock inne, unten wohnte der Bischof. Das erste Zimmer, das auf die Straße hinausging, diente als Speisesaal, das zweite als Schlaf- und das dritte als Betzimmer. In dieses Betzimmer konnte man nur gelangen, wenn man durch das Schlafzimmer ging, und dieses war nur durch den Speisesaal hindurch zugänglich. Im Betzimmer war noch ein Alkoven, wo die vom Bischof zu Gast gebetenen Landgeistlichen schliefen.

Die ehemalige Apotheke des Hospitals, ein an das Haus angebautes und im Garten gelegenes Gebäude, enthielt jetzt die Küche und Vorratskammer.

Außerdem befand sich im Garten noch ein Stall, der früher die Küche des Hospitals gewesen war und in dem der Bischof zwei Kühe hielt. Wie viel Milch diese auch geben mochten, die Hälfte davon schickte er regelmäßig jeden Morgen den Kranken des Hospitals. »Das ist der Zehnt, den ich zahle«, pflegte er zu sagen.

Sein Schlafzimmer war ziemlich groß und schwer heizbar. Da das Holz in Digne sehr teuer ist, war er auf den Gedanken gekommen, sich in dem Kuhstall einen Bretterschlag machen zu lassen. In diesem Raum, den er seinen Wintersalon nannte, brachte er, wenn es sehr kalt war, den Abend zu.

In diesem Wintersalon so wie im Speisezimmer waren keine anderen Möbel als ein viereckiger Tisch aus weißem Holz und vier Strohstühle. Im Speisezimmer stand allerdings noch ein altes rosa angestrichenes Buffet. Aus einem ebensolchen mit weißen Obertischtüchern und falschen Spitzen behangenen Buffet hatte der Bischof den Altar gemacht, der in seinem Betzimmer prangte.

Seine reichen Beichttöchter und die frommen Frauen in Digne hatten oft Geld aufgebracht um Seiner Bischöflichen Gnaden einen schönen neuen Altar für das Betzimmer zu verehren; dieses Geld hatte er auch angenommen und den Armen zugewendet. Der schönste Altar, entschuldigte er sich, ist die Seele eines getrösteten Unglücklichen, der dem Herrn dankt.

Im Betzimmer standen zwei Betstühle aus Stroh und in seinem Schlafzimmer ein Armsessel, gleichfalls mit Strohsitz. Hatte er zufällig sieben bis acht Besucher zugleich zu empfangen, den Präfecten oder den General, ober den Stab des Regiments, das die Garnison von Digne bildete, oder Schüler des kleinen Seminars, so sah man sich genötigt, die Sessel und Stühle aus dem Wintersalon, dem Betzimmer, dem Schlafgemach zusammenzuholen. Auf diese Weise konnte man elf Stühle aufbringen.

Es kam aber auch vor, dass zwölf zugleich kamen. Dann verdeckte der Bischof die Verlegenheit dadurch, dass er sich mit seinen Gästen stehend unterhielt.

Allerdings besaß er noch einen Stuhl im Alkoven, aber der Sitz war entzwei, und es fehlte ein Bein, sodass man ihn an die Wand lehnen musste, wenn man sich daraufsetzen wollte. Dergleichen hatte noch Mademoiselle Baptistine in ihrem Zimmer eine sehr große Bergere aus Holz, die vor Zeiten vergoldet gewesen und mit Pekingseide überzogen war, aber die hatte man durch das Fenster in das erste Stock hinaufwinden müssen, weil die Treppe zu schmal war. Sie konnte also nicht zur Aushilfe gebraucht werden, wenn es an Stühlen fehlte.

Mademoiselle Baptistines sehnlichster Wunsch wäre gewesen, Salonstühle und Kanapee aus gelbem Utrechter Samt, mit Rosetten geschmückt und aus Mahagoniholz, das in Form eines Schwanenhalses geschnitzt war, anschaffen zu können. Aber das hätte mindestens fünfhundert Francs gekostet, und da sie in fünf Jahren summa summarum nur zweiundvierzigeinhalb Francs zu diesem Zweck hatte sparen können, gab sie den Gedanken auf. Wer erreicht denn je sein Ideal?

Etwas Einfacheres kann man sich nicht vorstellen als das Schlafzimmer des Bischofs – eine Glastür zum Garten hin; ihr gegenüber das Bett: ein eisernes Hospitalbett mit einem Himmel aus grüner Serge; im Schatten des Betts, hinter einem Vorhang, Toilettengegenstände, die noch die feinen Gewohnheiten des ehemaligen Weltmanns verrieten; zwei Türen, die eine in der Nähe des Kamins, die andere zum Betzimmer; ein großer Bücherschrank; ein marmorartig angestrichener Kamin aus Holz, wo gewöhnlich kein Feuer brannte, mit zwei eisernen Feuerböcken; über dem Kamin ein kupfernes, ehemals versilbertes Kruzifix, das auf schäbigem Samt befestigt und von einem früher vergoldeten Holzrahmen umgeben war. In der Nähe der Glastür ein großer Tisch mit Tintenfass, unordentlich hingeworfenen Papieren und dicken Büchern. Vor dem Tisch der Strohsessel. Vor dem Bett ein dem Betzimmer entlehnter Betstuhl.

Neben dem Bett hingen auf jeder Seite zwei Porträts in ovalen Rahmen. Kleine Inschriften mit Goldbuchstaben zeigten an, dass das eine Porträt den Abt von Chaliot, Bischof von Saint-Claude, das andere den Abt Tourteau, Generalvikar von Agde, Abt von Grand-Champ, vom Zisterzienserorden, darstelle. Diese Porträts hatte der Bischof, als er in dem Hospital Wohnung nahm, in dem ehemaligen Krankenzimmer vorgefunden und sie dort hängen lassen. Waren es doch Bildnisse von Priestern, die vielleicht dem Hospital Schenkungen gemacht hatten, zwei genügende Gründe, die Porträts zu behalten. Alles, was er von diesen Prälaten wusste, war, dass der König sie an demselben Tag, dem 27. April 1785, in ihre Ämter eingesetzt hatte. Diese Notiz hatte der Bischof, als Madame Magloire die Bilder eines Tages heruntergenommen hatte, um sie abzustauben, auf einem vergilbten, auf der Rückseite des einen Porträts aufgeklebten Stückchen Papier gefunden.

Am Fenster hing ein Vorhang aus grobem Wollstoff, der schließlich so alt wurde, dass, um keinen neuen anschaffen zu müssen, Madame Magloire sich genötigt sah, mittendrin eine große Naht zu machen. Diese Naht bildete ein Kreuz, und der Bischof machte oft darauf aufmerksam, mit den Worten: »Wie gut sich das ausnimmt!«

Alle Schlafzimmer ohne Ausnahme waren, wie Kasernenstuben und Hospitalsäle, weiß getüncht. Indessen fand, wie weiterhin ausführlicher erzählt werden soll. Madame Magloire unter den gestrichenen Tapeten in Baptistines Zimmer

Malereien vor. Das Gebäude war nämlich, ehe es als Hospital benutzt wurde, Rathaus gewesen, und aus jener Zeit stammte diese Verzierung des Zimmers. Der Fußboden in den Schlafkammern bestand aus roten Ziegeln, die allwöchentlich gewaschen wurden, und war vor den Betten mit Strohmatte belegt. Im Übrigen herrschte in diesem Haus, wo zwei Frauen walteten, von oben bis unten die peinlichste Sauberkeit. Dies war der einzige Luxus, den der Bischof gestattete: »Das entzieht den Armen nichts«, sagte er.

Indessen muss eingestanden werden, dass ihm von seinem einstigen Reichtum sechs silberne Tafelbestecke und ein Suppenlöffel übrig geblieben waren, an deren Anblick Madame Magloire Tag für Tag ihre Augen zu weiden pflegte. Und da wir den Bischof so schildern wollen, wie er war, so müssen wir noch erwähnen, dass ihm mehr als einmal das Geständnis ent schlüpft war: »Es würde mir schwer werden, wenn ich dem Silbergeschirr entsagen müsste.«

Außer diesem Tafelgeschirr besaß er noch zwei große Leuchter aus massivem Silber, die er von einer Großtante geerbt hatte. Diese Leuchter enthielten zwei Wachskerzen und prangten gewöhnlich auf dem Kaminsims. Hatte der Bischof einen Gast zu Tisch, so zündete Madame Magloire die beiden Kerzen an und stellte die Leuchter auf den Speisetisch.

Im Schlafzimmer des Bischofs selbst, über dem Bett, befand sich ein kleiner Wandschrank, in dem Madame Magloire jeden Abend das silberne Tafelgeschirr verschloss. Freilich, abgezogen wurde der Schlüssel nicht.

Den durch die schon erwähnten hässlichen Gebäude entstellten Garten durchkreuzten vier Alleen, die in der Mitte an einer Senkgrube zusammentrafen. Eine andere Allee zog sich um den Garten längs der Mauer herum. Diese Wege umschlossen vier mit Buchsbaum eingefasste Quadrate. Auf dreien zog Madame Magloire Gemüse, das vierte Beet hatte der Bischof mit Blumen bepflanzt. Hier und da sah man auch Obstbäume. Eines Tages sagte Madame Magloire mit gutmütiger Ironie zum Bischof: »Eure Bischöfliche Gnaden wissen alles recht schön auszunutzen, haben aber doch das Beet da mit Blumen bepflanzt, die nichts einbringen. Es wäre besser, wenn Salat darauf wüchse.« – »Madame Magloire, entgegnete der Bischof, Sie haben da keine richtige Ansicht. Das Schöne ist ebenso nützlich wie das Nützliche.« Dann, nach einer Pause: »Vielleicht noch mehr.«

Dieses Beet, das aus drei oder vier Rabatten bestand, beschäftigte den Bischof beinah ebenso sehr wie seine Bücher. Er arbeitete darauf täglich ein bis zwei Stunden, jätete Unkraut aus, beschnitt die Pflanzen, grub Löcher, in die er die Schösslinge steckte, usw. Aber die Insekten verfolgte er nicht so eifrig, wie es ein richtiger Gärtner für wünschenswert gehalten hätte. Mit botanischen Kenntnissen glänzen zu wollen war auch nicht seine Sache; er kannte nicht die Klassifikationen und den Solidismus, ließ sich nie darüber vernehmen, ob er es mit Tournefort halte oder für die natürliche Methode sei, ergriff nicht Partei für die Antherenschläuche gegen die Kotyledonen, noch für Jussieu gegen Linné. Er studierte nicht die Pflanzen, sondern liebte die Blumen. Er ließ Gelehrte und Ungelehrte unbehelligt und begoss vor allen Dingen jeden Abend im Sommer sein Beet mit einer grünen Gießkanne.

Keine Tür im Haus war verschließbar. Die Tür des Speisenzimmers, die, wie wir schon erwähnt haben, unmittelbar an den Domplatz stieß, war ehemals mit Schlössern und Riegeln versehen gewesen, wie eine Gefängnistür. All dieses Eisenwerk hatte der Bischof abnehmen lassen, und seitdem blieb die Tür Tag und Nacht nur eingeklinkt. Der Erstbeste, der des Weges kam, konnte sie aufmachen. Anfangs hatte diese unverschlossene Tür den beiden Frauen viel Sorge gemacht, aber der Bischof hatte gesagt: »Lasst euch Riegel an eure Türen machen, wenn ihr das wollt.« Schließlich hatten sie sich beruhigt oder stellten sich wenigstens so. Nur Madame Magloire hatte von Zeit zu Zeit noch Anwandlungen von Angst. Wie der Bischof über die Sache dachte, erhellt aus einigen Zeilen, die er in einer Bibel an den Rand geschrieben: »Der Unterschied ist der: Die Tür des Arztes soll niemals verschlossen, die des Geistlichen immerdar offen sein.«

In einem anderen Buch, das den Titel »Philosophie der medizinischen Wissenschaft« führt, hat er geschrieben: »Bin ich nicht ebenso gut ein Arzt wie sie? Auch ich habe meine Kranken; zunächst ihre, die sie Patienten nennen, und dann meine eigenen, die ich die Unglücklichen nenne.«

Und an einer anderen Stelle: »Fragt nicht den, der euch um ein Obdach bittet, nach seinem Namen. Gerade derjenige bedarf der Zufluchtsstätte, dem sein Name Verlegenheiten bereitet.«

Es ereignete sich, dass ein würdiger Pfarrer, wahrscheinlich auf Antrieb der Madame Magloire, ihn fragte, ob Seine Bi-

schöfliche Gnaden sicher seien, nicht eine gewisse Unvorsichtigkeit zu begehen, indem Sie Tag und Nacht das Haus für jeden, der hineinwollte, offen ließen, und ob Sie nicht fürchteten, es könnte ein Unglück geschehen in einem so mangelhaft gehüteten Haus. Der Bischof klopfte ihn mit mildem Ernst auf die Schulter und zitierte: »Wenn der Herr nicht das Haus behütet, wachen die Hüter umsonst.«

Er behauptete gern, der Priester habe so gut seine Tapferkeit, wie der Dragoneroberst. »Nur muss unsere Tapferkeit, fügte er hinzu, eine ruhige sein.«

## VII.

### Cravatte

Hier dürfen wir eine Begebenheit nicht unerwähnt lassen, die am deutlichsten die Charaktereigentümlichkeiten des Bischofs von Digne erkennen lässt.

Nach der Vernichtung der Räuberbande, mit der Gaspard Bés die Schluchten bei Allioules unsicher gemacht hatte, flüchteten sich die Überreste unter der Anführung eines gewissen Cravatte in das Gebirge. Nachdem er sich eine Zeit lang in der Grafschaft Nizza verborgen gehalten, glückte es ihm, nach Piemont zu gelangen, und von dort aus erschien er plötzlich wieder in Frankreich, in der Gegend von Barcelonnette. Zuerst wurde er bei Jauziers, dann bei Tuiles gesehen. Darauf versteckte er sich in den Höhlen des Joug de l'Aigle, und von dort aus rückte er durch die Schluchten der Ubaye und der Ubayette bis nach Embrun vor und räumte eines Nachts die Sakristei des Doms aus. Seine Räubereien verbreiteten Schrecken über das ganze Land. Aber vergebens heftete sich die Gendarmerie an seine Fersen: Er entkam immer, und bisweilen ließ er es sogar auf einen Kampf ankommen. In die Gegend nun, die Cravatte beherrschte, kam eines Tages der Bischof auf einer Reise nach Chastelar. Der Maire suchte ihn auf und riet ihm, umzukehren. Cravatte durchstreife das Gebirge bis l'Arche und darüber hinaus. Selbst eine Eskorte biete keine genügende Sicherheit. Man setze nur das Leben der armen Gendarmen unnützen Gefahren aus.

»Ich gedenke ja, ohne Eskorte zu reisen«, erwiderte ihm der Bischof.

»Das kann nicht Ihr Ernst sein, Bischöfliche Gnaden.«

»Das ist so sehr mein Ernst, dass ich jede Begleitung entschieden ablehne und binnen einer Stunde aufbreche.«

»Bischöfliche Gnaden wollen wirklich eine so gefährliche Reise unternehmen?«

»Ganz wirklich.«

»Und allein?«

»Ganz allein.«

»Bischöfliche Gnaden, das werden Sie nicht tun.«

»Im Gebirge«, erklärte der Bischof, »ist eine bescheidene, ganz kleine Gemeinde, die ich seit drei Jahren nicht besucht habe. Es wohnen dort gute Freunde von mir, gutmütige und rechtschaffene Hirten. Von dreißig Ziegen, die sie hüten, ist eine ihr Eigentum. Sie verfertigen recht hübsche bunte Wollschnüre und spielen Gebirgsmelodien auf der Flöte. Sie haben das Bedürfnis, von Zeit zu Zeit das Wort Gottes zu hören. Was würden sie zu einem Bischof sagen, der sich fürchtet? Was würden sie sagen, wenn ich nicht zu ihnen käme?«

»Aber denken Bischöfliche Gnaden denn gar nicht an die Räuber?«

»Sie haben recht, dass Sie mich an die erinnern. Ich könnte mit ihnen zusammentreffen. Auch sie haben es nötig, dass sie etwas von Gott hören.«

»Bischöfliche Gnaden, aber es ist eine ganze Bande! Ein Rudel Wölfe!«

»Monsieur le Maire, vielleicht will mich unser Heiland gerade über diese Herde zum Hirten einsetzen. Wer kennt die Wege der Vorsehung?«

»Bischöfliche Gnaden, das Gesindel wird Sie ausplündern.«

»Ich habe ja nichts.«

»Sie werden Sie totschiagen!«

»Ach was! Einen harmlosen alten Priester, der seine Gebete murmelt? Was hätten sie davon?«

»Mein Gott, wenn Bischöfliche Gnaden den Kerlen begegneten!«

»Dann würde ich sie um eine milde Gabe für meine Armen ansprechen.«

»Um des Himmels willen, Bischöfliche Gnaden, reisen Sie nicht! Sie setzen Ihr Leben aufs Spiel!«

»Weiter nichts? Ich bin nicht auf der Welt, um mein Leben, sondern um die Seelen meiner Nebenmenschen zu behüten.«

Man musste ihn also gewähren lassen. Er brach auf ohne andere Begleitung als einen Knaben, der sich erboten hatte,

ihn zu führen. Seine Hartnäckigkeit machte großes Aufsehen und erregte große Besorgnis.

Seine Schwester und Madame Magloire nahm er nicht mit. Er ritt auf einem Maultier über das Gebirge, begegnete niemandem und kam wohlbehalten bei seinen guten Freunden, den Hirten, an. Er blieb vierzehn Tage bei ihnen, reichlich beschäftigt mit der Vollziehung seiner Amtspflichten. Kurz vor seiner Abreise beschloss er, noch ein Tedeum abzuhalten, und sprach mit dem Dorfpfarrer davon. Aber ach! Es war kein bischöflicher Ornat aufzutreiben. Ein paar alte verschossene Damastgewänder mit falschen Tressen, das war alles, was die ärmliche Dorfsakristei ihm zur Verfügung stellen konnte.

»Gleichviel!«, sagte der Bischof. »Herr Pfarrer, wir kündigen unser Tedeum trotzdem an. Die Sache wird sich schon machen.«

Man hielt Umschau in allen benachbarten Kirchen, aber alle Herrlichkeiten, welche diese dürftigen Gemeinden hätten aufbringen können, würden nicht zur angemessenen Bekleidung eines Domkantors ausgereicht haben.

Während man sich noch in vollster Verlegenheit befand, wurde von zwei unbekanntem Reitern, die sich sofort wieder aus dem Staub machten, in der Pfarrwohnung eine Kiste für den Herrn Bischof abgegeben. Dieselbe enthielt einen Chorrock aus Goldstoff, eine mit Diamanten besetzte Bischofsmütze, ein Erzbischofskreuz, einen kostbaren Krummstab, Pontifikalkleider, überhaupt sämtliche Gegenstände, die vier Wochen vorher in der Notre-Dame-Kirche zu Embrun gestohlen worden waren. In der Kiste lag noch ein Zettel, auf dem geschrieben stand: »Von Cravatte an den Herrn Bischof Bienvenu«.

»Sagte ich's nicht, dass die Sache sich machen würde?«, triumphierte der Bischof. »Wer sich mit einem Pfarrerröckchen scheidet, dem sendet Gott ein Erzbischofsgewand.«

»Gott – oder der Teufel«, entgegnete scherzend der Pfarrer, und schüttelte den Kopf.

Der Bischof sah den Pfarrer fest an und wiederholte mit Nachdruck: »Gott.«

Dieses Abenteuer hatte die Wirkung, dass er auf dem Rückweg und in Le Chastelar Gegenstand der allgemeinen Neugierde war. Im Pfarrhaus zu Le Chastelar traf er Made-moiselle Baptistine und Madame Magloire, die dort auf seine Rückkehr warteten, und sagte zu seiner Schwester: »Nun, hatte ich nicht recht? Mit leeren Händen ist der arme Pries-

ter zu den armen Gebirglern gegangen, und mit vollen Händen kommt er zurück. Ich nahm nur mein Gottvertrauen auf die Reise mit und bringe einen Domschatz nach Hause.«

Am Abend, ehe sie sich zur Ruhe begaben, sagte er noch:

»Fürchten wir nie die Räuber und Mörder. Die Gefahren, die uns von *der* Seite drohen, sind äußere, geringfügige. Fürchten wir uns vielmehr vor uns selber. Die Vorurteile sind die wahrhaft gefährlichen Räuber, die Laster sind die Mörder. Die großen Gefahren lauern in uns. Gleichviel, wer unsere Habe und unser Leben bedroht! Denken wir nur an das, was unsere Seele gefährdet.«

Dann, zu seiner Schwester gewandt, fuhr er fort: »Liebe Schwester, der Geistliche darf nie Vorsicht gegen seinen Nebenmenschen gebrauchen. Was unser Nebenmensch tut, läßt Gott zu. Beschränken wir uns darauf, zu Gott zu beten, wenn wir glauben, dass eine Gefahr uns naht. Beten wir nicht für uns, sondern dass wir nicht unserem Bruder Veranlassung geben, in eine Sünde zu verfallen.«

Im Ganzen war jedoch sein Leben arm an Ereignissen. Wir erzählen diejenigen, die zu unserer Kenntnis gelangt sind; aber für gewöhnlich tat er immer dieselben Dinge zu derselben Zeit.

Was wurde aber aus dem Schatz des Doms zu Embrun? Wir gestehen, dass diese Frage uns in arge Verlegenheit setzt. Diese verführerischen Kostbarkeiten legten nur allzu leicht den Gedanken nahe, sie zu stehlen und zum Vorteil der Armen in bares Geld umzumünzen. Gestohlen war sie ja sowieso schon. Zur Hälfte war die Sache schon getan; das gestohlene Gut brauchte bloß noch eine andere Richtung einzuschlagen und nur die kleine Strecke zu den Häusern der Armen zu wandern. Etwas Positives können wir darüber freilich nicht behaupten. Es hat sich nur unter den Papieren des Bischofs eine kurze Notiz vorgefunden, die sich vielleicht auf diese Angelegenheit bezieht. Sie lautet: »Die Frage ist, ob es dem Dom oder dem Krankenhaus zukommt.«

## VIII.

### Philosophie bei Tisch

Der Senator, von dem oben die Rede gewesen ist, war ein kluger Mann, der unbekümmert um gewisse Hindernisse wie

Gewissen, Treu und Glauben, Gerechtigkeit und Pflicht sein Schifflein aufs Trockene gebracht hatte. Nie war er von dem richtigen Weg abgewichen, der ihn zu seinem Ziel, der Förderung seiner Interessen, führte. Dieser ehemalige Staatsanwalt, den der Erfolg gemächlich gemacht hatte, war kein schlechter Mensch, denn er erwies seinen Kindern, seinen Schwiegersöhnen, seinen Verwandten, ja sogar seinen Freunden alle nur möglichen Gefälligkeiten. Er hatte nur das, was das Leben Angenehmes bietet, Vergnügungen, Glücksgüter, Gelegenheiten, sich emporzubringen, seiner Beachtung wert gefunden. Alles Übrige kam ihm dumm vor. Er besaß Geist und war gerade belesen genug, um sich für einen Schüler Epikurs zu halten, während er seine Philosophie doch höchstens einem Pigault-Lebrun verdankte. Er spaßte oft und mit Behagen über alles Unendliche und Ewige, selbstverständlich auch über die »Grillen« des Herrn Bischof. Und so sicher war er seiner Sache, dass er sich nicht scheute, seine Witze in Gegenwart des geduldigen Myriel selber zum Besten zu geben.

Bei einer halb offiziellen Festlichkeit mussten einst dieser Senator und der Bischof bei dem Präfekten dinieren. Beim Dessert platzte der Senator, angeheitert, wie er war, aber noch fähig eines gewissen Grads von Selbstbeherrschung, wieder einmal los:

»Seien wir gemächlich, Herr Bischof, und plaudern wir frisch von der Leber weg. Ein Bischof und ein Senator können einander nicht leicht ansehen, ohne mit den Augen zu zwinkern. Wir sind zwei Auguren, und da, dünkte ich, könnte ich Ihnen ja mal ein ausführliches Geständnis ablegen, wie ich als Philosoph die Welt betrachte. Ich philosophiere nämlich auf meine eigene Weise.«

»Daran tun Sie recht, Herr Graf. Wie man philosophiert, so schläft man. Sie schlafen auf einem Purpurbett, Herr Senator.«

»Ich behaupte also, Herr Bischof, dass der Marquis d'Argens, Pyrrho, Hobbes und Naigeon keine Schafsköpfe sind. Ich halte ihre Werke in Ehren und besitze sie in meiner Bibliothek, in Gold gebunden. Diderot dagegen verabscheue ich. Der Kerl ist ein Ideologe, ein Phrasendrescher, ein Revolutionär, der im Grunde doch an Gott glaubt und bigotter ist als Voltaire. Voltaire hat sich über Needham lustig gemacht, aber sehr mit Unrecht; denn Needhams Aale beweisen doch, dass Gott überflüssig ist. Ein Tröpfchen Essig in einen Löffel voll Mehl gegossen tut dieselben Dienste wie das *fiat lux*, das

›Es werde Licht‹ der Bibel. Denken Sie sich einen größeren Tropfen und einen größeren Löffel, so haben Sie die Welt. Der Mensch ist der Aal. Was brauchen wir also einen ›ewigen Vater‹? Mir ist Jehova lästig. Wer sein Gestirn mit dergleichen Hypothesen zermartert, wird mager. Sonst kommt nichts dabei heraus. Nieder mit dem ›All‹, das mir meine Ruhe nimmt! Es lebe das Nichts, das mich leben lässt, wie es mir gefällt! Unter uns gesagt, und um mein Herz auszuschütten, meinem Seelenhirten pflichtgemäß zu beichten, gestehe ich, dass ich es mit dem gesunden Menschenverstand halte. Ich bin nicht in Ihren Jesus vernarrt, der ewig und immer Entsagung und Selbstaufopferung predigt. Damit mag ein Geizhals arme Teufel abspesen. Ich beiße auf so etwas nicht an. Wozu entsagen? Weswegen sich für andere opfern? Ich sehe nicht, dass ein Wolf sein Leben für einen anderen Wolf hingibt. Halten wir uns doch an die Natur. Wir gehören zu den höheren Ständen, befeißigen wir uns also einer höheren Philosophie. Wozu steht man oben, wenn man nicht weiter sehen will, als es den unten Stehenden genehm ist? Genießen wir das Leben. Dieses Leben ist alles, was wir zu gewärtigen haben. Denn dass der Mensch eine andere Zukunft habe, anderswo, oben, unten, sei es, wo es will, davon glaube ich kein Sterbenswörtchen. Also man empfiehlt mir Selbstverleugnung und Entsagung, ich soll immer hübsch darauf achten, dass ich richtig handle, soll mir den Kopf zerbrechen über das Gute und das Böse, das Gerechte und das Ungerechte, das *fas* und *nefas*! Warum? Weil ich über mein Tun Rechenschaft ablegen muss? Wann? Nach meinem Tod. Wer das glaubt, der träumt. Den möchte ich sehen, der mich nach meinem Tod zu fassen kriegt. Ein Schatten soll es bleiben lassen, ein Häufchen Asche zu packen. Sagen wir es offen heraus, was das Wahre ist: Wir gehören zu den Eingeweihten, die den Schleier der Isis gelüftet haben: Es gibt weder Gutes noch Böses; was existiert, ist das Werden. Halten wir es mit dem Reellen. Gehen wir den Sachen vollständig auf den Grund, Teufel auch! Man muss nach der Wahrheit wittern, sie aus der Tiefe herauswühlen und sie festhalten. Dann macht sie einem Freude! Dann wird man schlau und kann lachen. Einem gescheiten Kerl wie mir macht man nichts vor. Herr Bischof, der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ist eine unsolide Spekulation, ein fauler Wechsel. Auf das Versprechen fall ich nicht rein. Wir sind jetzt Seelen, und dermaleinst werden wir Engel sein, mit

blauen Flügeln an den Schulterblättern und – so behauptet ja wohl Tertullian – von Stern zu Stern wandern. Gut. Wir werden einst die Sprengsel des Sternenhimmels sein. Außerdem werden wir Gott schauen. Larifari! Lass mich doch einer zufrieden mit dem läppischen Geschwätz vom Paradies und vom lieben Gott! Selbstredend werde ich dergleichen Ansichten nicht mit meinem Namen in den Zeitungen abdrucken lassen. Man flüstert so was nur seinem guten Freund *inter pocula* ins Ohr. Die Erde für den Himmel hingeben heißt einen guten Braten fallen lassen, um dem Schatten desselben nachzujagen. Mit dem Unendlichen imponiert man mir nicht. Ich bin ein Nichts. Ich heiße der Graf und Senator Nichts. War ich vor meiner Geburt? Nein. Werde ich nach meinem Tod sein? Nein. Was soll ich auf dieser Erde tun? Ich habe die Wahl. Leiden oder genießen. Ich habe mich für das Genießen entschieden. Man muss fressen oder gefressen werden. Ich ziehe es vor, zu fressen. Lieber Hammer als Ambos. So lautet mein Wahlspruch. Nachher ist's vorbei. Das Loch, in das uns der Totengräber legt, ist das Ende. Darüber hinaus liegt nur die Nacht, in der ein Nichts dem anderen Nichts gleicht. Ob einer ein Sardanapal oder ein St. Vinzenz von Paul gewesen, Nichtse sind sie dann alle beide. Dies ist die Wahrheit. Vor allen Dingen also soll man leben. Genieße dein Ich, solange du es hast. Ja, ja, ich verstehe mich auf Philosophie; ich lasse mich nicht mit Alfanzerien an der Nase herumführen. Allerdings müssen, die unten herumkriechen, die Hungerleider, die Unglücklichen, auch etwas haben. Denen tischt man Märchen auf, Fantastereien über die Seele, die Unsterblichkeit, den Himmel, die Sterne. Das schmieren sie auf ihr trockenes Brot. Wer nichts hat, der hat den lieben Gott. Den muss man ihm schon lassen. Damit bin ich auch einverstanden, aber Naigneons Philosophie ist mehr nach meinem Geschmack. Der liebe Gott ist gut genug für das Volk.«

»Das nenne ich reden«, antwortete der Bischof und klatschte in die Hände. »Das ist ja ganz etwas Ausgezeichnetes, solch ein Materialismus. Solche Ansichten kann nicht jeder haben. Ja, wer diese Weisheit besitzt, der lässt sich nicht mehr täuschen, der ist nicht so dumm, sich in die Verbannung schicken zu lassen wie Cato; der wird nicht gesteinigt wie der heilige Stephanus, nicht lebendig verbrannt wie Jeanne d'Arc. Die das Glück gehabt haben, sich zu einem so herrlichen Materialismus emporzuschwingen, haben die Freude, jeder lästi-

gen Verantwortlichkeit los und ledig zu sein. Sie dürfen ohne Gewissensbisse zugreifen; alles in die Tasche stecken; Ämter, Sinekuren, Titel, Macht, ob mit guten oder bösen Mitteln erworbene. Sie dürfen ihr Wort brechen und Verrat üben, wenn es ihnen Nutzen bringt, und nachher, wenn sie sich am Tisch des Lebens recht vollgegessen, ruhig in das Grab steigen. Wie angenehm das sein muss! Ich beziehe dies nicht speziell auf Sie, Herr Senator, kann aber nicht umhin, Ihnen zu gratulieren. Ihr großen Herren habt, wie ihr sagt, eure eigene und eigens für euch ausgedachte Philosophie, eine besonders ausgesuchte, feine, nur den Reichen zugängliche, die alle Lüste des Lebens vorzüglich würzt. Diese Philosophie ist von besonderen Forschern aus den Tiefen des wahren Seins hervorgeholt worden. Aber ihr seid gemütlich und habt nichts dagegen, dass der Glaube an den lieben Gott die Philosophie des Volkes sei, ungefähr so, wie bei den Armen Gänsebraten mit Kastanien den Truthahn mit Trüffeln vertritt, der nur auf den Tisch der Reichen kommt.«

IX.

## Was die Schwester über den Bruder erzählt

Um eine Vorstellung von der Häuslichkeit des Bischofs zu geben und zu zeigen, wie vollständig die beiden frommen Frauen ihre Handlungen und Gedanken, ja sogar ihre natürliche Furchtsamkeit den Gewohnheiten und Wünschen des Bischofs unterordneten, ohne dass er sich auch nur die Mühe zu nehmen brauchte, ihnen Ausdruck zu verleihen, können wir nichts Besseres tun, als hier einen Brief Mademoiselle Baptis- tines an ihre Jugendfreundin Frau Vicomtesse de Boischevron, wiederzugeben. Diesen Brief besitzen wir im Original.

»Digne, den 16. Dez. 18..

Teuerste Freundin!

Es vergeht kein Tag, ohne dass wir von Ihnen sprächen. Das ist unsere Gewohnheit, aber wir haben auch noch einen anderen Grund. Denken Sie sich: Madame Magloire hat beim Waschen und Abstauben der Wände Entdeckungen gemacht; unsere beiden Schlafzimmer mit ihren alten, weiß getünchten Tapeten würden jetzt ein Schloss

wie das Ihrige nicht verunzieren. Madame Magloire hat die ganzen Tapeten heruntergerissen. Es war etwas dahinter. Mein Salon, in dem keine Möbel stehen und der uns den Trockenboden für die Wäsche ersetzt, ist fünfzehn Fuß hoch, achtzehn im Geviert und hat eine bemalte und vergoldete Decke mit Balken, wie bei Ihnen. Als das Haus noch als Hospital diente, war ein Überzug aus Leinwand darüber. Dazu Holzwerk aus der Zeit unserer Großmütter. Und mein Zimmer sollten Sie erst sehen! Madame Magloire hat unter wenigstens zehn darübergeklebten Tapeten Gemälde entdeckt, die ganz leidlich sind: Telemach, wie er von Minerva zum Ritter erhoben wird; derselbe in den Gärten – ich kann mich nicht mehr besinnen, welchen; der Ort, wohin die Römerinnen sich einmal im Jahr begaben. Kurz, ich habe Römer, Römerinnen ...« – hier stand ein unleserliches Wort – »und so weiter. Madame Magloire hat alles sauber abgewaschen, und diesen Sommer wird sie einige unbedeutende Beschädigungen reparieren, das Ganze überfirnissen, sodass mein Zimmer einem Museum gleichen wird. Außerdem hat sie auf dem Boden in einem Winkel zwei Konsolen alten Stils gefunden. Sie sollten sechs Francs wieder zu vergolden kosten; aber es ist doch besser, wir geben das Geld den Armen. Auch sind sie nicht hübsch, und ich würde einen Mahagonitisch vorziehen.

Ich fühle mich recht glücklich, wie immer. Mein Bruder ist so gut! Er gibt alles, was er hat, den Bedürftigen und Kranken. Bei uns geht es auch infolgedessen sehr knapp zu. Das Klima ist hier im Winter sehr rau, und man muss für diejenigen, denen es am Notwendigen fehlt, doch etwas tun. Mit Licht und Heizung ist es in unserem Haus ziemlich gut bestellt, was doch gewiss große Annehmlichkeiten sind.

Mein Bruder hat so seine eigenen Gewohnheiten. Er behauptet im vertraulichen Gespräch, ein Bischof müsse so sein. Denken Sie sich: Die Haustür ist nie verschlossen. Jeder, der will, kann herein und ist dann gleich in der Wohnung meines Bruders. Er fürchtet sich nicht, selbst des Nachts nicht. Das ist die Art Tapferkeit, die er haben muss, behauptet er.

Er will nicht, dass ich und Madame Magloire uns um ihn ängstigen. Er setzt sich allen Gefahren aus und dul-

det nicht einmal, dass wir tun, als bemerkten wir das. Man muss ihn eben verstehen.

Er geht bei Regenwetter aus, wadet durch Wasser, reist zur Winterzeit. Er fürchtet sich nicht des Nachts, nicht vor gefährlichen Wegen und schlechten Menschen.

Verflossenes Jahr reiste er allein in eine Gegend, wo sich Räuber herumtrieben. Uns nahm er nicht mit und blieb vierzehn Tage weg. Es widerfuhr ihm nichts, man hielt ihn für tot, aber er war gesund und munter. Er sagte: ›Seht mal, wie die Räuber mich ausgeplündert haben‹, und zeigte uns eine Kiste mit lauter Wertsachen, die in dem Dom von Embrun gestohlen waren. Die hatten ihm die Räuber geschenkt.

Bei der Rückfahrt konnte ich mich aber nicht zwingen und schalt ihn ein bisschen, natürlich nur während der Wagen rasselte, damit niemand etwas hören sollte.

Anfangs dachte ich bei mir: Er lässt sich durch keine Gefahren zurückhalten, er ist schrecklich! Jetzt habe ich mich daran gewöhnt. Ich winke immer Madame Magloire, sie soll ihm nicht widersprechen. Er setzt sich Gefahren aus, wie es ihm gerade beliebt. Ich gehe dann mit Madame Magloire hinaus, bete für ihn und lege mich schlafen. Ich bin ruhig, weiß ich doch, dass, wenn ihm ein Unglück zustieße, so wäre es auch mein Tod. Ich würde dann zum lieben Gott mit meinem Bruder und Bischof kommen. Für Madame Magloire ist es schwerer gewesen, sich an seine sogenannten Unklugheiten zu gewöhnen. Aber jetzt hat sie es auch gelernt. Wir beten alle beide, fürchten uns zusammen und schlafen ruhig ein. Käme der Teufel in das Haus, er würde unbehelligt bleiben. Wozu sollten wir uns auch fürchten? Es ist ja immer einer bei uns, der stärker ist als der Teufel.

Das genügt mir. Mein Bruder braucht mir jetzt kein Wort mehr zu sagen. Ich verstehe ihn, ehe er spricht, und wir verlassen uns auf die Vorsehung.

So muss man es machen mit einem Mann, dessen Sinn großartig angelegt ist.

Ich habe meinen Bruder wegen der Auskunft gefragt, die Sie über die Familie de Faux zu erhalten wünschten. Sie wissen ja, er weiß alles und führt Gedenkbücher, denn er ist gut königlich gesinnt. Es ist in der Tat eine

sehr alte normannische Familie aus dem Steuerbezirk Caen. Vor fünfhundert Jahren gab es einen Raoul de Faux, einen Jean de Faux und einen Thomas de Faux, alles Edelleute, einer darunter ein Seigneur de Rochefort. Der Letzte war Guy Étienne Alexandre und war Regimentsoberst und hatte noch einen anderen Rang bei den Chevaux-Legers in der Bretagne. Seine Tochter Marie Louise heiratete Adrien Charles de Gramont, Sohn des Herzogs Louis de Gramont, Pair von Frankreich, Oberst der Gardes Françaises und Generalleutnant.

Teuerste Vicomtesse, empfehlen Sie mich den Gebeten Ihres Vettters, des frommen Herrn Kardinals. Was Ihre teure Sylvanie betrifft, so hat sie sehr recht getan, dass sie die kurze Zeit, die sie bei Ihnen zubringt, nicht damit verloren hat, mir zu schreiben. Sie befindet sich wohl, arbeitet Ihren Wünschen gemäß und hat mich lieb. Weiter verlange ich nichts. Sie haben mir Kenntnis davon zukommen lassen, wie es ihr geht, und mich damit ausnehmend erfreut. Mit meiner Gesundheit steht es nicht allzu schlecht, obgleich ich alle Tage magerer werde. Leben Sie wohl. Es fehlt mir an Papier, und ich muss aufhören. Tausend herzliche Grüße.

Baptistine.

PS: Ihr Enkel ist ein reizender Knabe. Wissen Sie, dass er bald fünf Jahre alt ist! Gestern sah er ein Pferd, dem man Knieleder angelegt hatte. Er fragte: ›Was hat denn das Pferd an den Knien?‹ Er ist allerliebste. Sein Brüderchen zieht einen alten Besen als Wagen durch das Zimmer und ruft: ›Hottehü!‹

Wie aus diesem Brief erhellt, wussten die beiden Frauen mit jenem ihrem Geschlecht natürlichen Takt, der sie befähigt, einen Mann besser zu verstehen als er sich selbst, auf die Eigenheiten des Bischofs einzugehen. So sanft und treuherzig auch alle Zeit sein Gebaren war, so tat er doch viel Großes und Kühnes, ohne dass er es selber zu ahnen schien. Die Frauen zitterten, aber sie ließen ihn gewähren. Bisweilen unterstand sich Madame Magloire, ihm Vorhaltungen zu machen, ehe er einen bedenklichen Entschluss ins Werk setzte, nachher aber nicht mehr. Nie wurde er, sobald er erst eine Sache begonnen hatte, belästigt, nicht einmal mit einer Gebärde der Missbilligung oder Ungeduld. Die Frauen hatten

zeitweise, ohne dass es einer Erklärung seinerseits bedurfte, ohne dass er selbst sich dessen bewusst wurde, eine gewisse Ahnung, dass er nur deshalb in der und der bestimmten Weise handele, weil seine Pflicht als Bischof es ihm befahl; sie verhielten sich dann so still und unaufdringlich wie zwei Schatten. Sie bedienten ihn mit passivem Gehorsam, und wenn sie ihm nicht anders gefällig sein konnten, als dass sie sich entfernten und ihn allein ließen, so taten sie auch dies mit Freudigkeit. Ihr bewunderungswürdiger Zartsinn sagte ihnen, dass manche Fürsorge lästig sein kann. Daher verstanden sie, selbst wenn sie glaubten, er schwebe in Gefahr – ich will nicht gerade sagen, seine Gedanken, wohl aber sein Wesen so vollständig, dass sie nicht mehr auf ihn achtgaben. Sie vertrauten ihn der Obhut Gottes an.

Übrigens sagte, wie wir eben gesehen, Baptistine, der Tod ihres Bruders werde auch ihr Ende alsbald nach sich ziehen. Madame Magloire sprach so etwas nicht aus, dachte es aber.

X.

## Eine neue Erleuchtung

Einige Zeit nach dem Datum des soeben zitierten Briefs tat der Bischof etwas, das nach dem Dafürhalten der ganzen Stadt ein noch gewagteres Stück war als seine Reise in das Banditengebirge.

In der Umgegend von Digne wohnte in völliger Einsamkeit ein Mann, der – schauernd müssen mir es bekennen – seinerzeit Mitglied des Konvents gewesen war. Er hieß G.

In der kleinen Welt, die sich die Stadt Digne nannte, sprach man von dem Konventsmitglied G. nur mit einer Art Entsetzen und Abscheu. Ein Mitglied des Konvents – nein, so etwas! Das gab es zu der Zeit, als die Leute sich duzten und Bürger nannten. Der Mann war gewissermaßen ein moralisches Ungeheuer. Er hatte zwar nicht für den Tod des Königs gestimmt, aber viel hatte nicht daran gefehlt. Er war doch immerhin »beinah« ein Königsmörder. Jedenfalls war er ein Schreckensmann gewesen. Warum in aller Welt hatte man den bei der Rückkehr der angestammten Königsfamilie nicht vor das Prevotalgericht gestellt? Man hätte ihm ja nicht gerade den Kopf vor die Füße zu legen brauchen, weil milde zu sein nun einmal die Pflicht des Richters ist; aber eine Verurteilung

zu lebenslänglicher Verbannung hätte nicht schaden können. Ein Beispiel zu statuieren wäre doch nötig gewesen! Usw. Dann war der Mensch ja auch ein Atheist, wie die revolutionären Kanaillen alle. – Gänsegeklatsch über einen Geier!

War denn G. auch ein Geier? Ja, der Vergleich stimmte, wenn man ihn nach seiner Menschenscheu beurteilte. Da er nicht für den Tod des Königs gestimmt hatte, war er von den Verbannungsdekreten nicht getroffen worden und hatte in Frankreich bleiben dürfen.

Er wohnte drei Viertelstunden von der Stadt, weitab von jedem Dorf, weitab von jedem Weg, in einem versteckten Winkel eines öden Tals. Er hatte dort, erzählte man, eine Art Feld, ein Loch, eine Hütte. Weit und breit war dort kein Haus zu sehen, nie kam jemand dort vorüber. Seit er in der Schlucht seine Wohnung aufgeschlagen, war Gras über den Pfad, der dahin führte, gewachsen. Man sprach von dem Ort mit demselben Abscheu, als wenn da das Haus des Henkers gestanden hätte.

Der Bischof indessen dachte an das Konventsmitglied und richtete bisweilen seinen Blick auf die Baumgruppe, die fern am Horizont den Wohnort des Einsiedlers bezeichnete. »Dort befindet sich eine Seele, die vereinsamt ist«, sagte er und fügte innerlich hinzu: »Ich bin ihm auch einen Besuch schuldig.«

Allein, gestehen wir es nur, dieser auf den ersten Blick selbstverständliche Gedanke kam ihm bei eingehender Prüfung absonderlich, unmöglich, ja widerwärtig vor. Denn im Grunde genommen teilte er die allgemeine Empfindung, und das Konventsmitglied flößte ihm, ohne dass er sich klare Rechenschaft darüber gab, ein Gefühl ein, das an der Grenzlinie des Hasses liegt und das durch das Wort »Abneigung« treffend ausgedrückt wird.

Darf jedoch der Hirte sich von einem Schaf abwenden, weil es rüdig ist? Nein. Aber solch ein Schaf!

Der gute Bischof war in Verlegenheit. Manchmal richtete er seine Schritte zu der Gegend hin, kehrte aber auf halbem Weg wieder um.

Da verbreitete sich eines Tages in der Stadt das Gerücht, ein junger Hirte, der dem Konventsmitglied G. in seinem Schlupfwinkel Handreichungen leistete, sei gekommen, einen Arzt zu holen; der alte Halunke liege im Sterben; die Lähmung, an der er litt, greife weiter um sich; er werde die Nacht nicht überleben. Gott sei Dank!, meinten viele.

Der Bischof nahm seinen Stock, zog einen Überrock an, weil, wie schon erwähnt, seine Soutane zu schäbig geworden war, und machte sich auf den Weg.

Die Sonne sank tiefer und stand schon dicht am Horizont, als der Bischof an dem verfernten Ort anlangte. Das Herz klopfte ihm schneller, als er erkannte, dass er vor der Behausung des Elenden stand. Er schritt über einen Graben, stieg über eine Hecke, ging kühnen Schritts durch einen vernachlässigten Garten und erblickte plötzlich hinter einem hohen Gesträuch, am anderen Ende eines Brachfelds, eine niedrige, armselige, kleine und saubere Hütte mit vergitterter Fassade.

Vor der Tür saß da in einem einfachen Rollstuhl ein Mann mit weißen Haaren, der sich mit Behagen im Sonnenschein wärmte.

Neben dem Greis stand ein Hirtenknabe und hielt ihm eine Schale Milch hin.

Während der Bischof sie betrachtete, sagte der Alte: »Danke, ich brauche nichts mehr«, und wandte seinen freundlichen Blick von der Sonne dem Knaben zu.

Der Bischof trat näher. Beim Geräusch der Schritte wandte sich der Greis, und sein Gesicht drückte so viel Erstaunen aus, wie man nach einem langen Leben noch zu empfinden fähig ist.

»Seitdem ich hier wohne«, hob er an, »ist dies das erste Mal, dass jemand zu mir kommt. Wer sind Sie, Monsieur?«

»Ich nenne mich Bienvenu Myriel.«

»Derselbe, den das Volk Seine Gnaden Monsieur Bienvenu nennt.«

»Der bin ich.«

Ein Lächeln umspielte den Mund des Greises.

»In diesem Fall sind Sie also mein Bischof?«

»Eigentlich!«

»Treten Sie näher, Monsieur!«

Das Konventsmitglied reichte dem Bischof die Hand hin. Dieser aber gab ihm die seine nicht und bemerkte nur:

»Ich sehe mit Vergnügen, dass man mir falsch berichtet hat. Sie sehen keineswegs krank aus.«

»Bald wird mir besser sein«, antwortete der Greis. Er hielt inne und fuhr dann fort:

»In drei Stunden sterbe ich. Ich habe mich etwas mit Medizin beschäftigt und kenne die Symptome, die das Herannahen des Todes melden. Gestern waren mir nur die Füße kalt;

heute ist die Kälte bis zu den Knien emporgestiegen; gegenwärtig fühle ich, dass sie durch den Unterleib empordringt; wenn sie das Herz erreicht, wird mein Leben stillstehen. Schönes sonniges Wetter, nicht wahr? Ich habe mich ins Freie bringen lassen, um mir die Welt zum letzten Mal anzusehen. Sie können reden, das Sprechen greift mich nicht an. Sie haben wohlgetan, zu einem Sterbenden zu kommen. Es ist besser, wenn ich im letzten Augenblick nicht allein bin. Man hat sonderbare Einfälle: Ich hätte gern bis Tagesanbruch gelebt. Aber ich weiß, dass ich höchstens noch drei Stunden Frist habe. Dann wird es Nacht. Aber was schadet das? Das Sterben ist eine einfache Sache. Dazu braucht man nicht die Morgensonne. Wenn die Sterne scheinen, geht es auch.«

Dann, zu dem Hirten gewandt, fuhr er fort:

»Geh schlafen. Du hast vorige Nacht gewacht. Du bist müde.«

Der Knabe ging in die Hütte.

Der Greis sah ihm nach und sagte halblaut, als spreche er mit sich selbst:

»Während er schläft, werde ich sterben. Der eine Schlaf wird den anderen nicht stören.«

Dem Bischof war nicht so feierlich zumute, wie wohl zu erwarten gewesen wäre. In dieser Art zu sterben lag nichts, was ihn Gottes Gegenwart ahnen ließ. Zudem – wir müssen dies offen herausagen, denn auch die kleinen Widersprüche großer Seelen dürfen nicht übergangen werden – fühlte er sich, er, der gern über den Titel »Bischöfliche Gnaden« spottete, verletzt, weil er mit »Monsieur« angeredet wurde, und war versucht, das Konventsmitglied »Bürger« zu titulieren. Er hatte nicht übel Lust, einen unzeremoniellen derben Ton anzuschlagen, wie er Ärzten und Priestern ziemlich gewöhnlich ist, in seiner Art aber nicht lag. Der Mann da vor ihm, dieses Konventsmitglied, dieser Volksvertreter, war einer der Mächtigen dieser Welt gewesen, und zum ersten Mal vielleicht in seinem Leben fühlte sich der Bischof geneigt, streng zu verfahren.

Der Sterbende dagegen hatte etwas Bescheidenes, fast Demütiges in seinem Wesen, als gehöre sich das so, wenn man nahe daran ist, in Staub zu zerfallen.

Der Bischof seinerseits, dem sonst Neugierde als eine Art Beleidigung erschien, beherrschte sich dieses Mal nicht und betrachtete das Konventsmitglied mit einer Aufmerksamkeit,

die ihren Ursprung nicht in Sympathie hatte und die sein Gewissen sonst getadelt hätte. Stand doch für ihn ein Konventsmitglied eigentlich außerhalb der Gesetze, ja sogar außerhalb des Gesetzes der Liebe.

G., mit seiner würdevollen Ruhe, seiner aufrechten Haltung, seiner kräftigen Stimme, war einer jener Achtzigjährigen, über die der Physiologe erstaunt. Die Revolution hat viele solche Männer gehabt, deren körperliche Kraft im Verhältnis stand zu der geistigen Kraft ihrer Zeit. Man merkte, dass der Greis ein Mann von erprobter Tüchtigkeit war. Er besaß, nahe, wie er seinem Ende war, noch alle Merkmale der Gesundheit. Sein klarer Blick, seine feste Sprache, seine kräftigen Schulterbewegungen hätten den Tod in Erstaunen setzen können. Asraël, der mohammedanische Engel des Grabs, wäre umgekehrt und hätte geglaubt, er sei nicht vor die rechte Tür gekommen. Es war, als stürbe dieser Mann, weil es ihm so beliebte. Sein Todeskampf hatte etwas Freiwilliges. Nur die Beine waren unbeweglich und tot, der Kopf dagegen war voller Lebenskraft. G. glich in diesem feierlichen Augenblick jenem König in »Tausendundeiner Nacht«, dessen Unterkörper in Marmor verwandelt war.

Der Bischof setzte sich auf einen Stein, der in der Nähe lag, und begann *ex abrupto*:

»Ich muss es loben« – aber aus seiner Stimme klang ein Tadel –, »dass Sie wenigstens nicht für den Tod des Königs gestimmt haben.«

Sein Gegner schien das Wort »wenigstens« nicht gehört zu haben. Er antwortete, indem er nicht mehr lächelte:

»Freuen Sie sich nicht zu sehr: Ich habe für den Tod des Tyrannen gestimmt.«

»Welchen Tyrannen meinen Sie?«

»Der Mensch hat einen Tyrannen, die Unwissenheit. Gegen diese Tyrannei habe ich gestimmt. Denn diese Tyrannei hat das Königtum, die falsche Autorität, geboren. Die Wissenschaft ist die wahre Herrin des Menschen. Nur von ihr soll er sich lenken lassen.«

»Und von seinem Gewissen«, ergänzte der Bischof.

»Das ist dasselbe. Das Gewissen ist angeborene Wissenschaft.«

Der Bischof hörte mit einigem Erstaunen diese für ihn ganz neuen Gedanken.

Das ehemalige Konventsmitglied fuhr fort:

»Was Ludwig XVI. anbetrifft, so habe ich gegen seine Hinrichtung gestimmt. Ich halte mich nicht für befugt, einen Menschen zu töten, aber meine Pflicht gebietet mir, das Böse auszurotten. Ich habe für die Beseitigung der Tyrannei gestimmt. Die Prostitution des Weibes, die Sklaverei des Mannes, die Unwissenheit, die den Geist des Kindes umnachtet, soll ein Ende nehmen. Dies habe ich bezweckt, indem ich für die Republik stimmte. Brüderlichkeit, Eintracht, eine neue Zeit habe ich begründen wollen. Ich habe Vorurteile und Irrtümer vertilgen helfen. Die Vernichtung der Vorurteile und Irrtümer hat die Entstehung des Lichts zur Folge. Wir haben die alte Weltordnung gestürzt, und indem die alte Welt, dieses Gefäß voller Leid und Elend, umstürzte, ist eine Freudenurne daraus geworden.«

»Die Freude ist eine sehr gemischte«, warf der Bischof ein.

»Sprechen Sie lieber von gestörter Freude, und gegenwärtig nach der verderblichen Wiederkehr der Vergangenheit im Jahr 1814 ist die Freude sogar verschwunden. Ja, leider! Das Werk ist unvollendet geblieben, ich gestehe es. Wir haben die konkreten Institutionen der alten Weltordnung gestürzt, die Ideen, auf denen sie begründet war, haben wir nicht ganz ausrotten können. Missbräuche abzuschaffen genügt nicht, man muss die Menschen ändern. Die Mühle ist nicht mehr, aber der Wind weht immer noch.«

»Ihr habt das Alte zerstört. Das mag sein Gutes gehabt haben, aber ich habe kein Zutrauen zu einer Zerstörung, die der Zorn angestiftet hat.«

»Das Recht darf auch einmal in Zorn geraten, denn der Zorn des Rechts ist ein Element des Fortschritts. Gleichviel, man sage, was man wolle, seit dem Erscheinen Christi hat das Menschengeschlecht keinen so gewaltigen Schritt vorwärts getan wie durch die große französische Revolution. Sie hat alle sozialen Übelstände klargelegt. Sie hat die Gemüter sanfter gestimmt; sie hat beruhigt, versöhnt, aufgeklärt; sie hat Ströme höherer Gesittung über alle Länder ausgegossen. Sie ist voller Güte gewesen. Die französische Revolution ist die Weihe der Menschheit.«

»Wirklich? Aber 1793?«

Der Mann des Konvents richtete sich in seinem Stuhl mit erhabener Feierlichkeit auf und rief, so laut ein Sterbender irgend sprechen kann:

»Aha, da haben wir's! Ich wusste, dass Sie mir mit 1793 kommen würden. Nun, es war einmal eine Wolke, die fünf-

zweihundert Jahre gewartet hat, ehe sie geplatzt ist, und nun klagen Sie den Blitz an.«

Der Bischof fühlte vielleicht, ohne dass er sich dessen klar wurde, dass seine Überzeugungen etwas erschüttert waren. Aber er wehrte sich noch:

»Der Richter spricht im Namen der Gerechtigkeit, der Priester im Namen des Mitleids, das nur eine höhere Art von Gerechtigkeit ist. Der Blitz soll sich nicht irren.«

Und indem er den Mann des Konvents fest ansah, fuhr er fort: »Zum Beispiel Ludwig XVII.?«

Sein Gegner streckte die Hand aus und fasste ihn beim Arm.

»Also Ludwig XVII.? Sehr wohl. Worüber beklagen Sie sich? Dass ein unschuldiges Kind zu Tode gemartert worden ist? Gut, das beklage ich auch. Dass ein Königskind gemartert worden ist, das bitte ich mir erst überlegen zu dürfen. Für mich ist der Bruder Cartouches ein unschuldiges Kind, das auf der Place de Grève unter den Achseln aufgehängt wurde, bis es starb – bloß weil es der Bruder Cartouches war –, ebenso sehr ein Gegenstand des Mitleids wie der Enkel Ludwigs XV., das unschuldige Kind, das in dem Turm des Temple zu Tode gemartert wurde, bloß weil es der Enkel Ludwigs XV. war.«

»Herr, ich verbitte mir solche Zusammenstellungen.«

»Wem tut mein Vergleich unrecht: Cartouche? Ludwig XV.?«

Es trat eine Pause ein. Der Bischof bedauerte fast, gekommen zu sein, und doch fühlte er sich seltsam ergriffen.

Der Sterbende fuhr fort:

»Ja, ja, Herr Priester, Sie lieben die Derbheiten der Wahrheit nicht; Christus aber liebte sie doch. Er nahm eine Geißel und trieb das Gesindel zum Tempel hinaus. Diese Geißel sagte unangenehme Wahrheiten. Als er sprach: ›Lasset die Kindlein zu mir kommen‹, machte er keine Unterschiede. Er hätte keinen Anstand genommen, den Sohn des Barabbas und den Sohn des Herodes zusammen einzuladen. Ich meine, die Unschuld ist an sich eine Krone. Sie bedarf keiner hohen Titel und ist in Lumpen ebenso Achtung gebietend, wie im Königsgewand.«

»Sehr wahr!«, flüsterte der Bischof.

»Bleiben wir beim Thema, fuhr G. fort. Sie haben von Ludwig XVII. gesprochen. Sehen wir zu, ob wir uns richtig ver-

stehen. Beklagen wir alle unschuldigen kleinen Märtyrer, die geringen ebenso sehr wie die vornehmen? Gut, das will ich tun. Aber dann müssen wir auch weiter hinaufgehen als 1793. Ich will mit Ihnen über die Kinder der Könige weinen, wenn Sie mit mir die Kinder des Volkes beweinen.«

»Sie sind alle des Mitleids wert«, bestätigte der Bischof.

»In gleicher Weise«, rief G., »und wenn eine Waagschale sich senken soll, so sei es die des Volkes. Seine Leiden sind die älteren.«

Wieder trat eine Pause ein. G. brach zuerst das Stillschweigen. Er stützte sich auf den einen Ellbogen, griff mit Daumen und Zeigefinger an die Wange, wie man es unbewusst zu tun pflegt, wenn man einen Schuldigen verhört und zur Rede stellt, sah den Bischof streng an und begann dann mit Heftigkeit:

»Ja, Herr Bischof, das Volk leidet schon lange. Aber noch eins. Warum kommen Sie zu mir und reden über Ludwig XVII.? Ich kenne Sie nicht. Seitdem ich in diese Gegend gekommen bin, habe ich in dieser Einöde gewohnt, allein in meiner Hütte, ohne je auszugehen, ohne Verkehr mit irgendjemandem, abgesehen von dem Hirtenjungen. Ihr Name ist allerdings zu mir gedrungen, und er klang nicht schlecht, muss ich sagen; aber das will nicht viel sagen; die Klugköpfe haben so viele Mittel und Wege, dem guten Volk etwas vorzureden. Apropos, ich habe Ihre Equipage nicht heranfahren hören. Sie haben sie gewiss hinter dem Gehölz am Kreuzweg halten lassen? Ich kenne Sie nicht, sage ich Ihnen. Sie haben mir gesagt, Sie wären ein Bischof, aber das klärt mich nicht auf über Ihr moralisches Ich. Also, ich wiederhole meine Frage: Wer sind Sie? Sie sind ein Bischof, das heißt ein Kirchenfürst, einer von denen, die Wappen, Renten, große Präbenden haben – das Bistum Digne bringt 15 000 Francs festes Gehalt und 10 000 Francs Nebeneinkünfte, macht 25 000 Francs pro Jahr. – Sie sind einer von denen, die Bediente und Köche haben, die sich's wohl sein lassen, die des Freitags Wasserhühner essen, in Palästen wohnen und im Namen Jesu Christi, der barfuß ging, in üppigen Galakutschen, mit Lakaien vorn und hinten, kutschieren. All diese Herrlichkeiten haben Sie und genießen Sie, aber das klärt mich nicht auf über Ihren inneren und wesentlichen Wert, den ich doch kennen muss; denn Sie sind doch offenbar mit der Absicht gekommen, mir Weisheit zu bringen. Mit wem spreche ich? Wer sind Sie?«

Der Bischof senkte den Kopf und antwortete: »*Vermis sum!*«  
»Ein Erdwurm in einer Equipage!«, murrte das Konventsmitglied. Jetzt war er hochfahrend und der Bischof bescheiden.

Letzterer hob mit sanfter Stimme wieder an:

»Sehr wohl. Aber erklären Sie mir doch, inwiefern meine Equipage da hinter den Bäumen, inwiefern meine üppige Tafel und die Wasserhühner, die ich des Freitags verspeise, inwiefern meine 25 000 Francs jährlich, inwiefern mein Palast und meine Lakaien beweisen, dass das Mitleid keine Tugend, dass Milde keine Pflicht ist und dass die Schreckensmänner des Jahres 1793 nicht unbarmherzig gewesen sind.«

Der Mann des Konvents fuhr mit der Hand über die Stirn, als wolle er einen trüben Gedanken verscheuchen.

»Bevor ich Ihnen antworte, bitte ich Sie um Verzeihung. Ich habe ein Unrecht begangen. Sie sind in meinem Haus, Sie sind mein Gast, und ich bin Ihnen Höflichkeit schuldig. Sind Sie mit meinen Ansichten nicht einverstanden, so ziemt es sich, dass ich mich damit begnüge, Ihre Gegen Gründe zu widerlegen. Ihr Reichtum und Ihr Glück geben mir Waffen an die Hand, Sie zu bekämpfen, aber der Anstand verlangt, dass ich mich solcher Waffen nicht bediene. Ich entsage diesem Vorteil für die Zukunft.«

»Ich danke Ihnen«, antwortete der Bischof.

»Nun die Erklärung, die Sie von mir verlangten. Wo waren wir doch stehen geblieben? Sie behaupteten ja wohl, 1793 seien wir unbarmherzig gewesen?«

»Gewiss. Denken Sie an Marat, der beim Anblick der Guillotine in die Hände klatschte!«

»Denken Sie an Bossuet, der die Protestantenhetzen mit Tedeums feierte!«

Die Antwort war schroff, aber sie drang dem Bischof bis ins Innerste wie eine Degenspitze. Er fuhr zusammen, fand keine Erwiderung, aber es verdross ihn, Bossuet in dieser Weise erwähnt zu hören. Auch die Verständigsten haben ihre Götzen und ärgern sich, wenn die Logik gegen dieselben unehrerbietig ist.

Dem Sterbenden fing der Atem an auszugehen und zwang ihn, ab und zu seine Rede zu unterbrechen, aber noch leuchtete völlige Geistesklarheit aus seinen Augen. Er fuhr fort:

»Meinetwegen können wir noch, so gut es geht, ein paar Worte plaudern. Außer der Revolution, die, als ein Ganzes be-

trachtet, eine große Kundgebung des Menschentums war, ist 1793 auch eine Erwiderung. Sie schmähen die erbarmungslose Schreckenszeit, wie war denn aber die ganze Königszeit? Carrier ist ein Bandit; aber welche Benennung verdient Montrevel? Fouquier-Tinville war ein erbärmlicher Mensch, aber was meinen Sie zu Lamoignon-Bâville? Mailland beging Grausamkeiten, aber wie urteilen Sie über Saulx-Tavannes, wenn ich fragen darf? Vater Duchêne predigte einen blutdürstigen Fanatismus, aber welches Urteil erlauben Sie mir über Vater Letellier? Jourdan Coupe-Tête ist ein Ungeheuer, aber doch noch kein so scheußliches wie der Marquis von Louvois. Herr Bischof, ich beklage das Schicksal der Erzherzogin und Königin Marie-Antoinette, aber auch jene arme Hugenottin tut mir leid, die 1685, unter der Regierung Ludwigs des Großen, nackt bis auf die Hüften an einen Pfahl gebunden wurde und die Wahl hatte, ob sie ihrem Glauben abschwören oder ihr Kind, das dicht vor ihr nach der Mutterbrust schrie und zappelte, dem Tod preisgeben wollte. Was meinen Sie zu diesen einer Mutter angepassten Tantalusqualen? Herr Bischof, merken Sie sich, die Revolution hatte ihre Berechtigungsgründe. Was man damals aus gerechtem Zorn gefehlt hat, wird von der Zukunft entschuldigt werden. Ist doch ihr Endergebnis eine allgemeine Besserung der Zustände. Sie hat derb zugeschlagen, aber sie hat sich als eine Wohltat für die Menschheit erwiesen. Aber ich halte ein, die Vorteile in unserem Meinungskampf sind zu groß auf meiner Seite, und übrigens fühle ich auch, dass der Tod näher kommt.«

Und die Augen von dem Bischof abgewandt, beschloss er ruhevoll seine Rede mit folgenden Worten:

»Ja, die Zornesaufwallungen des Fortschritts heißen Revolutionen. Sind sie vorüber, so wird man inne, dass die Menschheit hart angefasst worden ist, aber dass sie einen Schritt weitergekommen ist.«

Er ahnte nicht, dass er eine nach der anderen alle Verschanzungen erobert hatte, hinter denen der Bischof sich gegen seine Angriffe verteidigte. Eine indessen blieb noch übrig, von der aus sein Widersacher seine letzte Waffe gegen ihn entsandte:

»Der Fortschritt«, begann er wieder mit seiner anfänglichen Heftigkeit, »soll an Gott glauben. Das Gute kann keinen unheiligen Diener haben. Ein Gottesleugner eignet sich schlecht zum Führer der Menschheit.«

Der ehemalige Volksvertreter antwortete ihm nicht. Seinen Leib durchbebte ein Schauer. Aus seinem Auge quoll eine schwere Träne die bleiche Wange hinab, und leise, den Blick in die Tiefen des Himmels versenkt, stammelte er vor sich hin:

»O Du! Ideal, Du allein bist!«

Der Bischof fühlte in seinem Innern eine unbeschreibliche Erschütterung.

Nach einer Pause hob der Greis einen Finger gen Himmel und sagte:

»Das Unendliche ist, dort ist es. Hätte das Unendliche kein Ich, so hätte es an dem Ich eine Beschränkung, es wäre dann nicht unendlich; anders ausgedrückt, es wäre nicht. Es ist aber. Also hat es ein Ich. Dieses Ich des Unendlichen ist Gott.«

Der Sterbende hatte die letzten Worte mit lauter Stimme gesprochen, von den Schauern der Verzückung durchbebt, als schau er ein höheres Wesen. Als er seine Rede beendet hatte, fielen ihm die Augen zu. Die Anstrengung hatte seine Kräfte erschöpft. Augenscheinlich hatte er in einer Minute die Lebenskraft verbraucht, die sonst noch für einige Stunden gereicht hätte. Was er soeben gesagt, hatte ihn dem nahe gebracht, der im Tod ist. Sein letzter Augenblick kam heran.

Der Bischof begriff dies, die Zeit drängte, als Priester war er doch gekommen. Die ursprüngliche Abneigung war allmählich in das entgegengesetzte Extrem, in tiefste Rührung, übergegangen; er blickte auf die geschlossenen Augen, die eiskalte runzelige Hand des Sterbenden und beugte sich zu ihm nieder:

»Dies ist die Stunde Gottes. Nicht wahr, es wäre bedauerlich, wenn wir umsonst zusammengekommen wären?«

Der Sterbende schlug die Augen auf. Auf seinem Antlitz lag ein Ausdruck von würdevollem Ernst, aber mit einem Anflug von Missmut.

»Herr Bischof«, sagte er, und seine Worte kamen langsam hervor, wohl mehr vom Gefühl seiner Würde getragen, als weil seine Kräfte ihn verließen, »mein ganzes Leben war dem Studium und der Betrachtung geweiht. Ich war sechzig Jahre alt, als mein Vaterland mich rief und mir befahl, mich mit seinen Angelegenheiten zu beschäftigen. Ich gehorchte. Es bestanden Missbräuche, ich habe sie bekämpft; Unterdrückung, ich habe sie beseitigt; Rechte und Grundsätze, ich habe mich ihrer angenommen. Feindliche Armeen drangen in Frankreich ein, ich wagte mein Leben, um es zu verteidigen. Ich war nicht reich und bin arm geblieben. Ich war einer der

Herren des Staates, die Keller des Schatzes waren mit Gold und Silber erfüllt, sodass die Mauern gestützt werden mussten – ich speiste in der Rue de l'Arbre-See für zweiundzwanzig Sous. Ich habe die Unterdrückten befreit und den Unglücklichen geholfen. Ich habe Altartücher zerrissen, aber nur um die Wunden des Vaterlands zu verbinden. Ich habe immer den Drang des Menschengeschlechts zum Licht unterstützt und bisweilen mich dem Fortschritt entgegengesetzt, wenn er kein Erbarmen hatte. Ich habe gelegentlich meine Feinde, euch Priester, beschützt. Da ist zu Petegsem in Flandern, an demselben Ort, wo die merowingischen Könige ihren Winterpalast hatten, ein Urbanistinnenkloster, die Abtei der heiligen Klara, die ich 1793 gerettet habe. Ich tat meine Pflicht nach Maßgabe meiner Kräfte und so viel Gutes, wie ich konnte. Nachher bin ich verbannt, gehetzt, verfolgt, drangsaliert, verleumdet, verhöhnt, verflucht, proskribiert worden. Seit Jahrzehnten sehe ich, dass viele Leute mit Verachtung auf mich herabsehen, die arme unwissende Menge sieht auf meinem Gesicht Merkzeichen künftiger Verdammnis, und ich ertrage, ohne zu hassen, die Einsamkeit eines allgemeinen Gehassens. Jetzt bin ich sechsundachtzig Jahre alt und im Begriff zu sterben. Was wollen Sie nun von mir!«

»Ihren Segen«, bat der Bischof und kniete nieder.

Als er den Kopf wieder aufrichtete, hatte das Gesicht des ehemaligen Konventsmitglieds einen erhobenen Ausdruck angenommen. Er war verschieden.

Der Bischof ging nach Hause, tief in Gedanken versunken, und brachte die ganze Nacht im Gebet zu. Am nächsten Tag versuchten einige neugierige Leutchen ihn über das Konventsmitglied G. auszufragen, aber statt aller Antwort zeigte er zum Himmel. Von derselben Zeit an bezeugte er den kleinen Leuten und den Unglücklichen noch einmal so viel Sanftmut und Mildtätigkeit.

Jede Anspielung auf den »alten Halunken«, den G., versetzte ihn in eigentümlich tiefes Nachdenken. Niemand weiß zu sagen, ob nicht die Begegnung mit einem weisen und edlen Mann von anderer Sinnesart als der seinigen ihn in seinem Streben nach Vollkommenheit bestärkte.

Natürlich gab dieser »Seelsorgerbesuch« Anlass zu allerlei Gerede:

»Gehört denn ein Bischof an das Sterbebett eines solchen Menschen? Augenscheinlich stand eine Bekehrung ja doch

nicht zu erwarten. Die Revolutionäre sind insgesamt rückfällig. Warum ist er also zu ihm gegangen? Was hatte er bei ihm zu suchen? Ist er denn so neugierig, dass er durchaus einmal dabei sein musste, wenn der Teufel eine Seele holt?«

Eines Tages schoss eine alte Schachtel, eine von jenen, die ihre Ungezogenheit für Witz halten, folgende Bosheit auf ihn ab:

»Alle Welt ist neugierig, wann Eure Bischöfliche Gnaden die rote Mütze bekommen werden.«

»Oh, oh«, versetzte er, »das ist eine schlimme Farbe. Glücklicherweise achten diejenigen sie, die sie an einer Mütze hasen, desto mehr an einem Hut.«

## XI.

### Eine Einschränkung

Man würde sich sehr täuschen, wenn man aus dem eben Erzählten schließen wollte, unser Bischof sei ein Philosoph oder ein »patriotischer Landgeistlicher« gewesen. Seine Begegnung mit dem Konventsmitglied G. hinterließ bei ihm eine Art tiefes Erstaunen, das ihn noch weicher stimmte. Weiter nichts.

Obgleich Seine Gnaden Monsieur Bienvenu nichts weniger als ein Politiker gewesen ist, ist hier vielleicht der Ort, in aller Kürze anzugeben, wie er sich zu den Ereignissen der damaligen Zeit gestellt hat, vorausgesetzt, dass es Seinen Gnaden Monsieur Bienvenu überhaupt beigefallen ist, Stellung zu irgendetwas zu nehmen.

Gehen wir also einige Jahre zurück. Kurze Zeit nach seiner Berufung zum Bischof hatte ihn der Kaiser zum Baron gemacht, zugleich mit mehreren anderen Bischöfen. Bekanntlich fand die Verhaftung des Papstes in der Nacht vom 5. zum 6. Juli 1809 statt, und bei dieser Gelegenheit wurde Myriel von Napoleon in die zu Paris versammelte Synode der französischen und italienischen Bischöfe berufen. Diese Synode hielt ihre erste Sitzung am 15. Juni 1811 in der Kirche Notre-Dame unter dem Vorsitz des Kardinals Fesch. Myriel gehörte zu den Bischöfen, die an dieser Sitzung teilnahmen. Abgesehen von dieser, wohnte er nur noch drei oder vier Konferenzen bei. Als Bischof einer armseligen Gebirgsdiözese, der auch selber arm und schlichten Herzens war, brachte er Ideen mit, welche die hohen Herren unangenehm berührten. Er kam sehr bald nach Digne zurück. Wegen seiner eiligen Rück-

kunft befragt, antwortete er: »Ich war ihnen lästig. Ich brachte Luft von der Außenwelt mit und kam ihnen vor wie eine offen stehende Tür.«

Ein anderes Mal bemerkte er: »Die Herren sind Fürsten, und ich bin ein armer Bauernbischof.«

In der Tat hatte er missfallen. So war ihm unter anderem, als er sich eines Abends bei einem seiner vornehmsten Kollegen zu Besuch befand, die Äußerung entschlüpft: »Was für schöne Uhren! Was für schöne Teppiche! Und die Livreen! Solch ein Luxus muss recht lästig sein! Dergleichen Überflüssigkeiten möchte ich nicht haben. Sie würden mir immer in die Ohren schreien: ›Es gibt Menschen, die hungern! Es gibt Menschen, die frieren! Es gibt Arme, Arme!«

Beiläufig gesagt, wäre der Hass auf den Luxus kein verständiger Hass. Solch ein Verdammungsurteil würde auch die Künste treffen. Aber bei den Dienern der Kirche ist, abgesehen von der Repräsentation und dem Gottesdienst, der Luxus tadelnswert. Er ist mit jeder umfassenderen Mildtätigkeit unvereinbar. Ein reicher Priester ist eine *contradictio in adjecto*. Der Priester soll Verkehr haben mit den Armen. Wie kann man aber unaufhörlich, Tag und Nacht, in Berührung kommen mit allerlei Not und Unglück und Dürftigkeit, ohne dass etwas von diesem Elend haften bleibt wie Staub an dem Arbeiter? Kann man sich einen Menschen vorstellen, der bei einem Becken voll glühender Kohlen steht und dem nicht warm ist? Kann man sich einen Arbeiter denken, der fortwährend bei einem Hochofen arbeitet und dem nie ein Haar verbrannt, ein Nagel geschwärzt wird, dem nie Schweiß die Stirn feuchtet, dem kein Körnchen Asche ins Gesicht fliegt? Der Hauptbeweis einer wahrhaft mildtätigen Gesinnung ist bei einem Geistlichen die Armut.

So dachte ohne Zweifel der Bischof von Digne.

Man glaube übrigens nicht, dass er über gewisse heikle Fragen die Ideen seiner Zeit teilte. Er mischte sich wenig in die damaligen theologischen Streitigkeiten und äußerte sich nicht über das Verhältnis der Kirche zum Staat; hätte man aber nachdrücklich in ihn gedrungen, so würde es sich wohl herausgestellt haben, dass er mehr zum Ultramontanismus als zum Gallikanismus hinneigte. Da wir eine getreue Schilderung entwerfen und nichts Wahres verhehlen möchten, so müssen wir eingestehen, dass Napoleons Niedergang ihn mehr als kühl ließ. Von 1813 an unterstützte er alle oppositio-

nellen Kundgebungen durch seine persönliche Beteiligung oder mit seinem Beifall. Als der Kaiser von der Insel Elba zurückkehrte, lehnte es der Bischof ab, ihm seine Aufwartung zu machen und während der hundert Tage in den Kirchen für ihn beten zu lassen.

Er hatte noch an Geschwistern außer seiner Schwester zwei Brüder, von denen der eine General, der andere Präfekt war und mit denen er einen ziemlich lebhaften Briefwechsel unterhielt. Mit dem Ersteren nun brach er auf einige Zeit alle Beziehungen ab, weil der General nach der Landung Napoleons in Cannes sich an der Spitze von zwölfhundert Mann aufgemacht hatte, den Kaiser zu verfolgen, aber mit der Absicht, ihn entwischen zu lassen. Mit dem anderen Bruder, dem ehemaligen Präfekten, der zu Paris in Zurückgezogenheit lebte, blieb er in besserem Einvernehmen.

Unser Bischof hatte folglich auch eine Zeit, wo er in das politische Parteigetriebe verwickelt war, und infolgedessen auch manche trübe Stunde. Auch auf seinen Pfad warfen die wild erregten Leidenschaften seinerzeit ihren Schatten und störten ihn in seiner Betrachtung der ewigen Dinge. Gewiss hätte es ein solcher Mann verdient, dass ihm zu seinen vielen Vorzügen auch der zuteilgeworden wäre, keine politischen Meinungen zu haben. Man missverstehe uns nicht: Wir wechseln keineswegs, was man politische Meinungen nennt, mit jenen begeisterten Fortschrittsbestrebungen, jenem idealen Glauben an das Vaterland, die Demokratie und die Menschheit, auf dem alle hochsinnig veranlagten Naturen unserer Zeit fußen. Ohne Fragen erörtern zu wollen, die zum Thema unseres Buches in keiner direkten Beziehung stehen, behaupten wir nur, es wäre schön gewesen, hätte unser Bischof nicht royalistische Politik betrieben und seinen Blick keinen Augenblick von jenen hehren Regionen ruhevoller Betrachtung abgewandt, wo hocheben über dem stürmischen Wirrwarr der menschlichen Dinge, in reinem Glanz, die Wahrheit Gerechtigkeit und Liebe strahlen.

Wir geben ja zu, dass Gott den Bischof Bienvenu nicht für eine politische Laufbahn bestimmt hatte, hätten es aber begriffen und bewundert, wenn er im Namen des Rechtes und der Freiheit, als Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht stand, sich zu freimütigem Tadel und mannhaftem Widerstand erkühnt hätte. Aber dasselbe Verfahren, das einem Mächtigen gegenüber berechtigt ist, missfällt uns, wenn es gegen eine ge-

fallene Größe eingeschlagen wird. Wir billigen nur die Auflehnung, solange sie mit Gefahr verbunden ist, und in allen Fällen steht nur denen, die zu Anfang lauten Einspruch erhoben und sich zum Kampf ermannt haben, das Recht zu, nachher das Richteramt zu übernehmen und das Urteil zu vollstrecken, den Feind zu vernichten. Wir persönlich glauben, dass von der Zeit an, wo die Vorsehung sich gegen Napoleon erklärte, jede Opposition gegen ihn aufhören musste. Schon angesichts des Untergangs der Großen Armee im Jahr 1812 fühlen wir uns ihm gegenüber entwaffnet. Dass 1813 der gesetzgebende Körper, kühn gemacht durch diese Katastrophe, sein langjähriges feiges Stillschweigen brach, kann nur unseren Unwillen erregen, und dieses Verhalten zu billigen war ungeziemend. 1814, als die Marschälle ihren Kaiser verrieten, als der Senat sich in Erbärmlichkeiten nicht genutzun konnte, als er von der Vergötterung zur Beschimpfung überging, als die Götzendiener, von feiger Angst befallen, ihren Götzen anspien, war es Pflicht, Abscheu zu bezeigen. 1815, als die Endkatastrophe schon in der Luft schwebte, als ganz Frankreich wie von einem Vorgefühl des Verhängnisses ergriffen war, als man schon Waterloo und Napoleons Sturz in den Abgrund ahnen konnte, da hatte die Begeisterung des Heeres und des Volkes für den vom Schicksal aufgegebenen Kaiser nichts, was eine Veranlassung zu lachen bot, und bei allem Vorbehalt gegen den Despotismus hätte das edle Gemüt des Bischofs von Digne vielleicht nicht verkennen sollen, was der Bund einer großen Nation und eines großen Mannes angesichts des Abgrunds Erhabenes und Rührendes hat.

Abgesehen hiervon war er und benahm er sich in allen Dingen gerecht, wahr, billig, weise, bescheiden und würdevoll; wohlthätig und wohlwollend, was ja übrigens nur eine andere Form der Wohlthätigkeit ist. Er war ein rechter Priester, ein Philosoph und ein Mann. Selbst als Politiker war er – so sehr wir seine Haltung Napoleon gegenüber missbilligen – duldsam und nachsichtig, vielleicht mehr als wir, die wir dieses mitteilen. – Der Kastellan des Rathauses verdankte seine Anstellung dem Kaiser. Der Mann war ein alter Gardeunteroffizier, der sich das Kreuz der Ehrenlegion bei Austerlitz verdient hatte, und ein verbissener Bonapartist. Dem armen Kerl entschlüpfen hier und da unbedachte Äußerungen, die das damalige Gesetz als aufrührerische Reden qualifizierte. Seitdem die Abzeichen der Ehrenlegion nicht mehr das Bildnis

seines Kaisers trugen, zeigte er sich nie in Uniform, um nicht den Orden auch anlegen zu müssen. Er hatte selber mit aller Ehrerbietung das Bildnis aus dem Kreuz, das ihm Napoleon gegeben, herausgenommen und nie die drei Lilien an seine Stelle setzen wollen. »Eher sterben«, schwur er, »als die drei Kröten auf meinem Herzen tragen.« Er machte sich auch ganz laut über Ludwig XVIII. lustig. »Wenn doch der alte Podagrast samt seinen englischen Gamaschen und seinem Zopf nach Preußen gehen möchte!«, ulkte er, indem er in seine Verwünschung des Bourbonen das, was er am meisten auf der Welt hasste, Preußen und England, hereinzog. Er trieb es so arg, dass er seine Stelle verlor und nun mit Weib und Kind dem größten Elend ausgesetzt war. Da ließ der Bischof ihn zu sich kommen, schalt ihn milde aus und stellte ihn als Türhüter am Dom an.

In neun Jahren war unser Bischof dank seiner frommen Mildtätigkeit und seines sanftmütigen Wesens in der Stadt Digne ein Gegenstand inniger, kindlicher Verehrung geworden. Sogar sein Verhalten gegen Napoleon verzieh das gute, schwache Volk, das seinen Kaiser vergötterte, aber andererseits auch seinen Bischof liebte.

## XII.

### Warum der Bischof allein stand

Ein Bischof ist fast immer von einem Schwarm junger Geistlicher umdrängt wie ein General von jungen Offizieren. Hat doch jedes Fach seine Streber, die sich um die am Ziel Angegangenen scharen. Kein Mächtiger, der nicht sein Gefolge; kein Glücklicher, der nicht seinen Hof hätte. Alle, die sich eine glänzende Zukunft schaffen wollen, gravitieren um eine glänzende Gegenwart. Jeder einigermaßen einflussreiche Bischof hat in seiner Nähe einen Trupp Seminaristen, die um ihn patrouillieren und darüber wachen, dass die Huld Seiner Gnaden keinen anderen als ihnen zuteilwerde. Einem Bischof zu gefallen verleiht die Anwartschaft auf das Unterdiakonatsamt. Man will emporkommen; und eine fette Pfründe ist eine schöne Sache.

Wie unter den Beamten des Staates, so gibt es auch unter denen der Kirche, unter den Bischöfen solche, die über einen größeren Einfluss zu verfügen haben als ihre Kollegen; diese

Herren sind reich, gewandt, bei Hofe und in der höheren Gesellschaft gern gesehen, verstehen wohl zu Gott zu beten, aber auch die Großen dieser Welt zu bitten, die Vertretern ganzer Diözesen nicht gern etwas abschlagen. Solche Bischöfe sind gewissermaßen Bindestriche zwischen der Kirche und der Diplomatie, mehr Welt- als Kirchenfürsten. Wohl denen, die in ihrer Nähe weilen dürfen! Einflussreich, wie sie sind, lassen sie auf ihre Günstlinge, auf all die jungen Priester, die sich bei ihnen einzuschmeicheln verstehen, einträgliche Pfarreien, Archidiakonate, Almosenämter und andere üppige Stellen und Stipendien niederregnen und ebnen für sie den Anfang des Pfades, der zur Bischofswürde führt. Indem sie selber vorrücken, fördern sie auch ihre Trabanten, wie eine Sonne mit ihren Planeten durch das Weltall vorwärts-, immer vorwärts-wandert. Das Licht, das sie von sich strahlen, beleuchtet ihr Gefolge im Verhältnis zu seiner Stärke: Je größer die Diözese des Gebieters, desto einträglicher fällt die Pfarre des bevorzugten Dieners aus. Und nun erst Rom! Nimmt dich ein Bischof, der so gescheit ist, sich zum Erzbischofsthron emporzuschwingen, oder ein Erzbischof, der es bis zum Kardinal gebracht, nach Rom als Konklavisten mit, so wird man in die Rota gewählt und bekommt das Pallium, wird Kammerherr und heißt »Monsignore«. Wer erst »Eure Bischöfliche Gnaden« heißt, steigt bald zur »Eminenz« empor, und zwischen »Seine Eminenz« und »Seine Heiligkeit« liegt auch nur eine Abstimmung. Kurz, jedes Priesterkappchen kann gegen die Tiara eingetauscht werden. Der Priester ist heutzutage der Einzige, der regelrecht König werden kann, und was für ein König! Der oberste von allen Königen. Welch eine Pflanzschule von Hoffnungen ist daher auch ein Priesterseminar! Wie viele schüchterne Chorknaben, wie viele junge Abbés tragen auf ihrem Kopf den berühmten Topf Milch des Märchens, den sie allmählich in Gedanken gegen immer teurere Waren eintauschen! Wie leicht gibt sich der Ehrgeiz – oft, indem er in seliger Selbstbetrachtung sich zuerst täuscht – für edle Begeisterung aus!

Seine Gnaden Monsieur Bienvenu wurde wegen seiner Bescheidenheit, Armut, Originalität nicht zu den Magnaten der Kirche gezählt. Das bekundete der Umstand, dass es in seiner Umgebung an jungen Priestern fehlte. Er hatte, wie oben erwähnt, in Paris missfallen. Niemandem fiel es ein, diesen Alten als Edelreis zu benutzen, um damit den Baum sei-

nes Glücks zu okkulieren. Niemand redete sich ein, dass unter solch einem Schatten das Pflänzlein des Ehrgeizes gedeihen könne. Seine Kanoniker und Großvikare waren gute, simple Leute wie er, denen die Diözese keinen Ausweg auf das Kardinalat bot, die am Ende ihres Wegs angelangt waren, aber nicht wie er ein schönes Ziel erreicht hatten. Dass der Bischof Bienvenu niemand auf einen grünen Zweig bringe, war auch allgemein bekannt, und die von ihm geweihten jungen Priester verschafften sich deshalb, sobald sie das Seminar verlassen hatten, Empfehlungen an den Erzbischof von Aix oder Auch, worauf sie alsbald aus seinem Gesichtskreis verschwanden. Ein Heiliger, der an chronischer Selbstverleugnung leidet, ist ein gefährlicher Nachbar. Wie leicht steckt er einen an! Er infiziert einen mit einer unheilbaren Armut, einer Rückensteife, die beim Vorwärtkommen sehr hinderlich werden kann. Deshalb wurde denn auch unser Bischof allgemein gemieden. Wir leben in einer argen Zeit. »Dränge dich empor!«, heißt die Lehre, die sie uns auf Schritt und Tritt zuschreit.

Beiläufig gesagt, der Erfolg ist ein gräuliches Ding. Seine Ähnlichkeit mit dem Verdienst täuscht die Menschen. Für die große Menge hat ein glücklicher Mensch dasselbe Profil wie ein genialer. Daher ist es auch dem Erfolg, dem Zwillingenbruder des Talents, gelungen, die Geschichte hinter das Licht zu führen, wogegen nur Juvenal und Tacitus zu protestieren gewagt haben. Zu unserer Zeit ist eine beinahe offizielle Philosophie in seinen Dienst getreten, trägt seine Livree und hantiert in seinem Vorzimmer. Ihre Theorie lautet: Sorge dafür, dass du Glück hast. Bist du glücklich, so ist das ein Beweis, dass du Tüchtigkeit besitzt. Gewinne das große Los, so giltst du alsbald als ein gescheiter Mann. Wer triumphiert, wird geachtet. Wer »Schwein« hat, der hat alles. Hast du Erfolg, so bist du ein großer Mann. Abgesehen von fünf oder sechs glänzenden Ausnahmen in einem Jahrhundert ist die Bewunderung der Zeitgenossen eine kurzsichtige. Was nur obenhin leicht vergoldet ist, hält sie für massives Edelmetall. Der Erstbeste ist der Beste, wenn er nur der Glücklichste ist. Der gemeine Haufen ist ein Narziss, der sich selbst bewundert und das Gemeine lobt. Jene großartige Tüchtigkeit, kraft derer einer ein Moses, Aischylos, Dante, Michelangelo oder Napoleon wird, spricht die Menge ohne Weiteres jedem zu, der in irgendeinem Fach sein Ziel erreicht. Schwingt sich ein Notar zum

Volkvertreter empor, schreibt ein Pseudo-Corneille einen »Tiridates«, legt sich ein Eunuch einen Harem zu, gewinnt ein unfähiger General durch einen Zufall eine Entscheidungsschlacht, liefert ein Apotheker einem Armeekorps Pappsohlen und erschwindelt er damit ein jährliches Einkommen von vierhunderttausend Francs, legt sich ein Hausierer auf den Wucher und verdient er damit sieben oder acht Millionen, näselt ein Prediger so erbaulich, dass er höheren Orts eines Bischofsthrons für würdig erachtet wird, ist ein Intendant, wenn er seinen Dienst quittiert, so reich, dass er Finanzminister werden kann, so nennen die Menschen das Genie und verwechseln sozusagen die Sterne, die Entenfüße in weichem Erdreich hinterlassen, mit den Sternen, die am Himmel prangen.

### XIII.

## Sein Glaubensbekenntnis

Zu untersuchen, ob der Bischof von Digne auch den von der Kirche vorgeschriebenen Glauben besaß, kommt uns nicht zu. Einem so hochsinnigen Mann gegenüber ist ein anderes Gefühl als das der Hochachtung nicht am Platze. Dem Gerechten soll man auf sein Wort glauben. Übrigens geben wir zu, dass alle Schönheiten menschlicher Vortrefflichkeit auch innerhalb eines von dem unsrigen verschiedenen Glaubens die herrlichsten Blüten entfalten können.

Was er von diesem Dogma und jenem Mysterium hielt? Dergleichen Geheimnisse des inneren Bewusstseins kennt nur das Grab, in dem die Seelen ohne Hülle sind. So viel ist sicher, nie lösten sich für ihn Glaubensschwierigkeiten in Heuchelei auf. Der Fäulnis ist der Diamant nicht fähig. Er glaubte, so gut er konnte. Ich glaube an den Vater!«, rief er oft aus und schöpfte im Übrigen aus den Werken der Liebestätigkeit dasjenige Quantum von Befriedigung, das dem Gewissen genügt und uns die Überzeugung gewährt, dass Gott auch mit uns zufrieden ist.

Bemerken müssen wir wohl, dass der Bischof sozusagen, abgesehen von seinem Glauben und über seinen Glauben hinaus, ein Übermaß von Liebe hatte. Dies war seine verwundbare Stelle, *quia multum amavit*, diejenige, auf die von den »gesetzten«, den »anständigen«, den »vernünftigen« Leuten hingewiesen

wurde – so lauten ja die Lieblingsphrasen, die der Egoismus einer pedantischen Philosophie entlehnt. Was war jenes Übermaß von Liebe? Ein heiteres Wohlwollen, das nicht bloß die Menschen umfasste, sondern sich auch gelegentlich auf Dinge erstreckte. Ihm war nichts zu gering. Er war nachsichtsvoll gegen Gottes Geschöpfe. Jeder, auch der beste Mensch, besitzt eine unbewusste Härte, die er nur den Tieren gegenüber zum Ausbruch kommen lässt. Der Bischof von Digne hatte diese Art Härte nicht, die sich doch viele Priester gestatten. Er ging in dieser Hinsicht nicht so weit wie die Brahmanen, hatte aber den Ausspruch des Predigers Salomo beherzigt, der da lautet: »Weiß man, was nach dem Tod aus den Seelen der Tiere wird?« Das hässliche Aussehen mancher dieser Geschöpfe, ihre Grausamkeit und Wildheit machten ihn nicht irre und verdrossen ihn nicht. Er betrachtete sie mit Bedauern, ja mit Wehmut. Dergleichen Erscheinungen regten ihn zu tiefem Nachdenken an, er wäre gern über diese sinnfälligen Äußerlichkeiten hinaus zu ihrer Endursache, ihrer Erklärung oder moralischen Rechtfertigung vorgedrungen. Es war, als bete er zuweilen, Gott möge doch dergleichen Geschöpfe ändern, verbessern. Er prüfte ohne Zorn und mit der mühseligen Sorgfalt eines Sprachforschers, der einen Palimpsest entziffert, den Überrest von Unordnung und Verwirrung, der noch in der Natur vorhanden ist. Dergleichen Betrachtungen entlockten ihm oft sonderbare Äußerungen. Eines Morgens zum Beispiel, als er in seinem Garten allein zu sein glaubte, aber von seiner Schwester beobachtet wurde, blieb er plötzlich stehen und beobachtete eine große, schwarze, haarige, abscheuliche Spinne, die an der Erde kroch. »Armes Tier!«, hörte ihn da seine Schwester vor sich hin rufen: »Es ist ja doch nicht ihre Schuld.«

Warum auch nicht solcher kindlichen Äußerungen einer fast göttlichen Güte Erwähnung tun? Nenne man dergleichen kindlich; aber solche Kindlichkeiten verbrachen auch ein Franz von Assisi und ein Marc Aurel. Eines Tages verrenkte er sich den Fuß, weil er nicht auf eine Ameise, die auf seinem Weg kroch, treten wollte.

So lebte dieser gerechte Mensch. Bisweilen geschah es, dass er in seinem Garten einschlief, und dann musste jeder bekennen, dass er noch nie einen so unvergleichlich ehrwürdigen Anblick gehabt hatte.

Unser Bischof war ehemals, wenn man den Erzählungen über seine Jugend und sogar sein Mannesalter Glauben

schenken durfte, von leidenschaftlicher, ja heftiger Gemütsart gewesen. Seine Milde war also weniger ein Geschenk der Natur als das Ergebnis zahlreicher Wahrnehmungen und Urteile, die im Laufe der Zeit, wie Wassertropfen durch einen Felsen, sich Wege in sein Inneres gebahnt. Solche durch allmähliche Arbeit langsam ausgehöhlte Rinnen bleiben bestehen.

Im Jahr 1815 war er, wie wir schon mitgeteilt zu haben glauben, fünfundsiebzig Jahre alt, allein man hätte ihn auf sechzig geschätzt. Er war nicht groß und etwas beleibt. Um letzteres Übel zu bekämpfen, ging er viel zu Fuß, auch trat er fest auf, und seine Gestalt war nur wenig gebeugt durch die Jahre. Hieraus mögen wir allerdings keine Schlüsse ziehen, denn Gregor XVI. hatte noch im Alter von achtzig Jahren eine sehr gerade Haltung und Freude am Dasein, dies hinderte ihn aber nicht, ein schlechter Priester zu sein. Seine Gnaden Monsieur Bienvenu war eine angenehme Erscheinung, angenehm besonders wegen der Liebenswürdigkeit, die sich in ihr ausprägte.

Plauderte er mit jener ihm so wohlanstehenden kindlichen Fröhlichkeit, die wir schon an ihm gerühmt haben, so schien sein ganzes Wesen Freude auszustrahlen. Mit seiner gesunden, frischen Gesichtsfarbe, seinen hübschen, noch gut erhaltenen Zähnen sah er dann recht treuherzig, bieder, gemütlich aus, sodass jeder, der ihn zuerst sah, einfach sagte: »Das muss ein guter Kerl, eine gute alte Seele sein.« Auch Napoleon hatte ihn ja »einen guten Mann« genannt. Verweilte man aber mehrere Stunden in seiner Nähe und war man dabei, wenn er nachdenklich wurde, so ging mit dem »guten Mann« eine Wandlung vor; seine äußere Erscheinung wurde ehrfurchtgebietend und majestätisch, ohne dass der Ausdruck der Güte von ihm gewichen wäre: Man hatte dann die Empfindung, als sehe man einen lächelnden Engel seine Flügel ausbreiten. Ein unbeschreibliches Gefühl der Hochachtung erfüllte dann allmählich das Herz des Beobachters. Man wurde dann inne, dass man einem Mann von gewaltigem Verstand gegenüberstand, einem Mann, der die höchsten Stufen der Erkenntnis erklimmen hat, einem Mann, der da weiß, dass die Wahrheit nur der Liebe und Nachsicht zugänglich ist.

Wie man gesehen hat, füllten Gebet, seine Amtspflichten, Almosengeben, die Tröstung der Leidbedrückten, die Gärtnerei, Liebeswerke, Frugalität, Gastfreundschaft, Entsagung, Studium, Arbeit jeden seiner Tage aus. Füllten aus, sagten wir, denn übervoll war solch ein Tag an guten Gedanken, Worten

und Werken. Indessen galt er ihm noch nicht für vollständig ausgenutzt, wenn ihn des Abends, nachdem die beiden Frauen sich zur Ruhe begeben hatten, feuchte oder kalte Witterung hinderte, noch eine oder zwei Stunden in seinem Garten zuzubringen. Es war ihm ein Bedürfnis, sich angesichts des Sternenhimmels der Betrachtung hinzugeben, um sich auf den Schlaf vorzubereiten. Bisweilen hörten die beiden Frauen, wenn sie wach geblieben waren, noch spät in der Nacht seinen Schritt in den Alleen des Gartens. Allein mit seinen Gedanken, andächtig, friedevoll empfand er da in der Dunkelheit die sichtbare Herrlichkeit der Gestirne und die unsichtbaren Herrlichkeiten Gottes und ließ die Gedanken, die dem Unbekannten entströmen, in seine Seele ein. In solchen Augenblicken, wo die Nachtblumen ihren Kelch aufthun, ihren Duft auszuhauchen, bot auch er sein Herz dar wie eine Lampe inmitten der Sternennacht und ergab sich der Begeisterung. Er hätte dann selbst nicht sagen können, was in seinem Geiste vorging, er fühlte bloß, dass etwas von ihm ausging und dass etwas in ihn herniederstieg. O des geheimnisreichen Verkehrs zwischen den Tiefen der Seele und des Weltalls! Sein Geist beschäftigte sich mit Gottes Größe und Gegenwart, mit dem wunderbaren Geheimnis der zukünftigen Ewigkeit und dem noch wunderbareren der Vergangenheit; mit all den Unendlichkeiten, die sich in alle Richtungen seinen Augen darboten, und schaute, ohne das Unbegreifliche begreifen zu wollen. Er suchte nicht das Wesen Gottes mit dem Verstand zu erfassen, er versenkte sich in Entzückung, um seiner teilhaftig zu werden. Er erwoh die Zusammenstöße der Atome, die dem Stoff die Form verleihen, Kräfte offenkundigen, Individuen in der Einheit, Proportionen im Raum, das Unzählbare im Unendlichen schaffen und mittels des Lichts die Schönheit hervorbringen. Diese Vereinigungen finden ohne Unterlass statt und lösen sich wieder auf; daher der Ursprung des Lebens und des Todes.

Er setzte sich auf eine Holzbank, deren Lehne ein altersschwaches Gitter berührte, und betrachtete die Gestirne durch die Laubkronen seiner armseligen Obstbäumchen. Dieses so dürftig bepflanzte, durch unschöne Gebäude und Schuppen eingeeengte Stückchen Erde war ihm teuer und genügte ihm.

Was bedurfte dieser Greis auch mehr? War dieser enge Raum, den oben der Himmel überwölbte, nicht groß genug,

um Gott in seinen erhabensten Werken anbeten zu können? Ist dies nicht das Wichtigste, und wozu noch mehr begehren? Ein Gärtchen zum Spaziergehen und die Unendlichkeit als Spielraum für seine Gedanken! Vor den Füßen etwas zu pflügen und zu pflücken, über dem Haupt Stoff zu Studien und Betrachtungen; auf der Erde einige Blumen und am Himmel alle Sterne!

XIV.

## Seine Philosophie

Noch ein Wort.

Vielleicht verleiten einige der von uns angeführten Einzelheiten manchen zu dem Schluss, der Bischof von Digne sei ein Pantheist gewesen und habe sich, wie viele andere unserer Zeitgenossen, eine Privatphilosophie für seinen eigenen Gebrauch zurechtgemacht, die bei ihm die Stelle der Religion vertreten hätte. Solchen Vermutungen gegenüber betonen wir, dass niemand, der Monsieur Bienvenu gekannt hat, eine solche Annahme für gerechtfertigt gehalten hätte. Dieser Mann regelte sein Denken nur nach den Eingebungen seines Herzens.

Kein System, nur Werke. Den menschlichen Verstand, der sich mit tiefsinnigen Spekulationen über die Natur der Dinge befasst, schwindelt leicht, und nichts deutet darauf hin, dass unser Bischof sich gern in apokalyptischen Rätseln ergangen hätte. Ein Apostel darf kühn sein, einem Bischof geziemt Zurückhaltung. Er hätte wahrscheinlich Bedenken getragen, die sozusagen nur den übermenschlich veranlagten Geistern vorbehaltene Lösung gewisser Aufgaben zu unternehmen. Wohl stehen die Tore offen, aber den gewöhnlichen Wanderer durchschauert bei ihrem Anblick ein Schrecken, der ihn zurücktreibt. Wehe dem, der sich hineinwagt! Nur das Genie erhebt sich mittels der Abstraktion und des reinen Denkens über die Höhen des Dogmas und fragt Gott mit dem Gebet. Dies ist unvermittelte Religion; wer ihre steilen Höhen zu erklimmen wagt, der übernimmt schwere Verantwortlichkeit und qualvolle Sorgen.

Die innere Betrachtung achtet keiner Schranken. Sie unterfährt sich, in ihre eigenen Tiefen zu dringen, und sendet das Licht, das sie dort findet, in die Natur hinauf. Die ge-

heimnisvolle Welt, die uns umgibt, erstattet, was sie empfangen, zurück. Es ist wahrscheinlich, dass die Betrachter betrachtet werden. Wie dem auch sei, es gibt auf der Erde Menschen – wenn wir sie noch so nennen können –, die fern am Horizont des Ideals die Höhen des Absoluten schauen. Unser Bischof gehörte nicht zu diesen Menschen, er war kein Genie. Er wäre vor jenen Höhen zurückgeschreckt, von denen einige, darunter recht große Geister wie Swedenborg und Pascal, in die Tiefen des Wahnsinns hinabstürzten. Allerdings haben dergleichen großartige Träumereien ihren moralischen Nutzen, und auf diesen steilen Pfaden steigt man zur idealen Vollkommenheit empor. Aber der Bischof schlug einen kürzeren Weg ein, denjenigen, den das Evangelium zeigt.

Er hüllte sich nicht in den Mantel des Elias, beleuchtete nicht die Ereignisse der dunklen Zukunft und war weder Prophet noch Magier. Er liebte, und dies genügte seinem bescheidenen Sinn.

Dass er das Gebet über das allgemein menschliche Maß ausdehnte, ist wahrscheinlich; aber man kann ebenso wenig zu viel beten wie zu viel lieben, und wenn es eine Ketzerei wäre, anders zu beten, als die Bücher es vorschreiben, so müsste man die heilige Theresa und den heiligen Hieronymus Ketzer nennen.

Er ließ sich mitleidig herab zu denen, die da seufzen, zu denen, die da büßen. Das Weltall erschien ihm wie ein großer Körper, der voller Krankheit ist. Überall Fieber, überall Schmerzen! Aber er versuchte nicht, das Wesen der Krankheit zu ergründen, er bemühte sich nur, sie zu heilen. Das furchtbare Schauspiel der erschaffenen Dinge stärkte in ihm den Trieb des Mitleids. Er sann nun auf Mittel, wie er Unglückliche am trostreichsten beklagen, wie er ihr Leid am wirksamsten lindern und wie er auch andere diese Weisheit lehren könne. Alles, was da ist, war für diesen guten und seltenen Priester ein Gegenstand der Trauer, die nach Trost verlangt.

Es gibt Menschen, die sich mit der Gewinnung des Goldes aus den Tiefen der Erde beschäftigten. Er beschäftigte sich mit der Gewinnung des Mitleids aus den Tiefen des menschlichen Herzens. Das allgemeine Elend war der Schacht, in dem er arbeitete. Angesichts des großen Jammers, der überall herrscht, verwies er nur auf den Spruch: »Kindlein, liebet euch untereinander.« In diesem Spruch war für ihn alle Weisheit enthalten. Eines Tages sagte der schon erwähnte Senator, der sich

für einen Philosophen hielt: »Aber so sehen Sie sich doch das Schauspiel an, das die Welt bietet: Überall Krieg aller gegen alle, der Stärkste ist auch der Klügste. Ihr Wahlspruch ›Liebet euch untereinander‹ ist eine Dummheit.« – »Sehr wohl«, erwiderte der Bischof, ohne sich auf eine Widerlegung einzulassen: »Wenn das eine Dummheit ist, so soll sich die Seele darin einschließen wie die Perle in die Auster.«

## ZWEITES BUCH

# Der Fehltritt

### I.

#### Am Abend eines Tagesmarsches

An einem der ersten Tage des Monats Oktober im Jahr 1815 betrat ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang ein Wanderer die kleine Stadt Digne. Die wenigen Leute, die zu dieser Zeit am Fenster oder auf ihrer Türschwelle standen, betrachteten den Mann mit ängstlichen Gefühlen. War es doch schwer, sich einen elenderen Anblick vorzustellen, als dieser unbekannte Vorübergehende darbot. Es war ein untersetzter, starker Mann, der sechsendvierzig bis achtundvierzig Jahre zählen mochte. Er trug eine Mütze, deren lederner Schirm sein sonnengebräuntes, mit Schweiß bedecktes Gesicht zum Teil barg. Sein grobes gelbes Hemd, das oben durch einen kleinen silbernen Anker zusammengehalten wurde, ließ seine haarige Brust sehen. Er trug ein wie ein Strick zusammengedrehtes Halstuch, verschlissene Beinkleider aus blauem Zwillich, von denen das eine Bein am Knie weiß, das andere durchlöchert war, einen alten grauen zerlumpten Kittel, dem am Ellenbogen ein mit Bindfaden genähter Flick aufgesetzt war, einen sehr vollen, gut zugeschnallten und ganz neuen Tornister, einen gewaltigen Knotenstock und eisenbeschlagene Schuhe ohne Strümpfe. Das Kopfhaar war sehr kurz geschoren, der Bart dagegen sehr lang.

Niemand kannte diesen müden, über und über mit Staub bedeckten Wanderer. Woher kam er? Von Süden, vielleicht vom Meer. Denn er betrat die Stadt auf derselben Straße, die sieben Monate vorher den Kaiser Napoleon auf seinem Zug von Cannes nach Paris hatte einziehen sehen. Der Fremde musste offenbar den ganzen Tag marschiert sein. Einige Frauen aus dem unterhalb der Stadt gelegenen Flecken hatten gesehen, wie er unter den Bäumen des Boulevard Gassendi, am Ende der Promenade, stehen geblieben war, um aus der Fontäne zu trinken. Er schien recht durstig zu sein, denn zweihundert Schritte weiter wurde er von Kindern beobachtet, wie er aus der Marktfontäne abermals trank.

An der Ecke der Rue Poichevert angelangt, wandte er sich nach links und ging auf das Stadthaus zu. Hier trat er ein und kam nach einer Viertelstunde wieder heraus. Dicht bei der Tür saß ein Gendarm auf einer steinernen Bank, auf der am 4. März der General Drouot gestanden und dem verwundernten Volk die Proklamation des Kaisers Napoleon vorgelesen hatte. Unser Wanderer nahm seine Mütze ab und grüßte demütig den Gendarmen.

Dieser sah ihn, ohne ihm zu danken, aufmerksam an, folgte ihm mit den Augen und ging dann in das Rathaus hinein.

Es gab zu der Zeit in Digne eine sehr gute Herberge »Zum Kreuz«. Der Wirt hieß Jacquin Labarre und erfreute sich in der Stadt einer besonderen Hochachtung wegen seiner Verwandtschaft mit einem anderen Labarre, der die Herberge »Zu den drei Dauphins« in Grenoble besaß und bei der Leibwache gedient hatte. Zur Zeit der Landung Napoleons bei Cannes waren über diese Herberge »Zu den drei Dauphins« ganz sonderbare Gerüchte umgegangen. Es hieß, der General Bertrand sei, als Fuhrmann verkleidet, im Monat Januar oft dort eingekehrt, um an die Soldaten Ehrenkreuze und an die Zivilisten Napoleondors zu verteilen. Tatsächlich aber hatte der Kaiser bei seinem Einzug in Grenoble die Einladung, im Präfekturgebäude Wohnung zu nehmen, mit Dank abgelehnt, indem er zu dem Bürgermeister sagte: »Ich kehre bei einem rechtschaffenen Gastwirt, den ich kenne, ein«, und hatte in den »Drei Dauphins« logiert! Die große Ehre, die so dem Labarre in Grenoble zuteilwurde, warf noch fünfundzwanzig Meilen weit einen Abglanz auf den Labarre in Digne. Man rühmte diesen: »Er ist ein Vetter von dem in Grenoble.«

Zu dieser Herberge »Zum Kreuz«, der besten in der Stadt, lenkte unser Wanderer seine Schritte. Er trat in die Küche ein, deren Tür unmittelbar auf die Straße hinausging. Alle Kochherde und Backöfen waren im Gange, und im Kamin brannte ein lustiges Feuer. Der Wirt stand am Herd und hatte alle Hände voll zu tun mit der Zubereitung eines üppigen Abendessens, das für eine sehr vergnügte Gesellschaft von Frachtfuhrleuten in einem Nebenzimmer bestimmt war. Isst und trinkt doch – wie jeder, der viel gereist ist, weiß – niemand besser als die Fuhrleute. Am Kamin drehte sich am Bratspieß ein von Rebhühnern flankiertes fettes Murmeltier, und auf den Kochherden brieten zwei große Karpfen aus dem See von Lauzet und eine Forelle aus dem See von Alloz.

Als der Wirt die Tür gehen und einen neuen Gast hereinkommen hörte, fragte er, ohne den Kopf umzuwenden:

»Was wünscht der Herr?«

»Ein Abendessen und ein Nachtlager.«

»Nichts leichter als das«, erwiderte der Wirt. In demselben Augenblick aber wandte er sich um, überflog mit einem Blick den Ankömmling von Kopf bis Fuß und ergänzte seine Antwort mit der Einschränkung: »Für den, der bezahlt!«

Der Fremde holte eine große lederne Börse aus einer Tasche seines Kittels hervor und antwortete:

»Ich habe Geld.«

»In dem Fall stehe ich zu Diensten.«

Der Mann steckte die Börse wieder ein, nahm seinen Tornister ab, stellte ihn in der Nähe der Tür an die Erde, behielt seinen Stock in der Hand und ließ sich auf eine Fußbank vor dem Kamin nieder. Digne liegt im Gebirge, und die Oktoberabende sind dort kalt.

Währenddessen musterte der Wirt, indem er überall herumhantierte, den Ankömmling.

»Wird bald gegessen?«, fragte dieser.

»Gleich!«, lautete der Bescheid des Wirts.

Während der Gast sich am Kamin wärmte, zog der wackere Wirt Jacquin Labarre hinter seinem Rücken einen Bleistift aus der Tasche und riss von einer alten Zeitung, die sich auf einem kleinen Tisch am Fenster herumtrieb, eine unbedruckte Ecke ab. Auf diesen Fetzen Papier schrieb er ein paar Zeilen, faltete ihn, ohne ihn zuzusiegeln, und übergab ihn einem Jungen, den er in der Küche und als Laufburschen in seinem

Dienst hatte. Diesem flüsterte er einige Worte ins Ohr, worauf der Junge spornstreichs davoneilte, auf das Stadthaus zu.

Der Gast hatte von dem ganzen Vorgang nichts bemerkt.

Nach einer Weile fragte er wieder: »Wird bald gegessen!«, und abermals antwortete der Wirt: »Gleich!«

Bald darauf kam der Küchenjunge mit dem Stück Papier zurück. Der Wirt faltete es hastig auseinander, wie jemand, der die Antwort mit Ungeduld erwartet hat. Er schüttelte den Kopf, während er den Zettel las, und sah eine Weile nachdenklich vor sich hin. Dann trat er vor den Gast, der in trübe Gedanken versunken schien.

»Guter Freund, ich kann Sie nicht aufnehmen.«

Der Gast richtete sich auf seinem Sitz empor.

»Wieso? Haben Sie Angst, dass Sie kein Geld von mir kriegen? Soll ich vorausbezahlen? Ich habe Geld, sage ich Ihnen.«

»Nicht darum.«

»Ja, warum denn aber?«

»Sie haben Geld ...«

»Ja, gewiss«, bestätigte der Fremde.

»Aber ich habe kein Zimmer für Sie.«

»Dann lassen Sie mich im Stall schlafen.«

»Geht nicht!«

»Warum nicht?«

»Weil die Pferde allen Platz im Stall brauchen.«

»Gut, dann weisen Sie mir irgendeinen Winkel auf dem Boden an. Ein Bund Stroh werden Sie ja auch wohl noch haben. Wir können ja nach dem Essen darüber sprechen.«

»Ich kann Ihnen nichts zu essen geben.«

Diese in ruhigem Ton, aber mit Nachdruck abgegebene Erklärung machte den Gast stutzig. Er erhob sich von seinem Sitz.

»Das ist ja noch schöner! Ich falle um vor Hunger. Ich bin seit Sonnenaufgang marschiert. Wenn ich Geld habe, muss ich doch zu essen bekommen.«

»Ich habe aber nichts«, entgegnete der Wirt.

Der Fremde lachte laut auf und wies mit dem Kopf auf den Kamin und den Herd.

»Sie haben nichts! Ist das etwa nichts?«

»Das ist alles bestellt.«

»Von wem?«

»Von den Herren Fuhrleuten.«

»Wie viele sind das?

»Zwölf.«

»Das würde für zwanzig reichen.«

»Sie haben alles bestellt und vorausbezahlt.«

Der Fremde setzte sich wieder und fuhr, ohne heftig zu werden, fort:

»Ich bin in einer Herberge, ich habe Hunger, also bleibe ich.«

Jetzt beugte sich der Wirt zu ihm nieder und sagte mit einer Betonung, bei der sein Gast zusammenschreckte: »Gehen Sie!«

Der Fremde hatte sich gerade niedergebückt und stieß mit der eisernen Zwinge seines Stocks einige Kohlen in das Feuer. Er wandte sich hastig um, aber als er den Mund zu einer Erwiderung auftrat, sah ihm der Wirt fest in die Augen und fuhr mit leiser Stimme fort: »Lassen wir die überflüssigen Redensarten. Soll ich Ihnen sagen, wie Sie heißen? Jean Valjean. Und wer Sie sind? Vorhin, als Sie hereinkamen, habe ich schon einen richtigen Animus gehabt und habe auf dem Stadthaus nachfragen lassen. Können Sie lesen?«

Bei diesen Worten überreichte er dem Fremden den Zettel, der zwischen dem Stadthaus und der Herberge hin- und hergewandert war. Der Gast überflog ihn mit einem Blick. Dann fuhr der Wirt nach einer Pause fort:

»Ich bin aus Grundsatz gegen jedermann höflich. Gehen Sie.«

Der Fremde ließ den Kopf auf die Brust sinken, hob den Tornister von der Erde auf und ging.

Er ging die Hauptstraße entlang. Vor sich hin, aufs Geratewohl, dicht an den Häusern, wie einer, dem eine Demütigung widerfahren und der infolgedessen schwermütig gestimmt ist. Er drehte sich nicht ein einziges Mal um. Hätte er es getan, so würde er gesehen haben, wie der Gastwirt und um ihn herum alle seine Gäste sowie anderes Publikum ihm nachschauten, auf ihn zeigten, sich lebhaft unterhielten, und hätte aus ihren misstrauischen und ängstlichen Blicken schließen können, dass binnen Kurzem seine Ankunft wie ein wichtiges Ereignis ausposaunt sein würde.

Aber er merkte nichts von alledem. Die Unglücklichen sehen sich nicht um. Sie wissen auch so, dass das Unglück hinter ihnen geht.

So schlich er eine Zeit lang dahin, durch Straßen, die er nicht kannte, ohne seine Müdigkeit zu beachten, wie dies bei schwermütiger Stimmung der Fall zu sein pflegt. Plötzlich

aber meldete sich wieder der Hunger. Die Nacht brach herein. Er sah sich um, ob er nicht irgendeinen Unterschlupf finden könne.

Aus dem feinen Gasthaus war er hinausgewiesen worden; er suchte also irgendein bescheidenes Logierhaus, irgendein armseliges Loch.

In dem Augenblick flammte gerade am Ende der Straße ein Licht auf, und ein Kiefernzweig an einem eisernen Ständer zeichnete sich an dem weißen Abendhimmel ab. Er ging darauf zu.

Es war in der Tat eine Schenke, die in der Rue de Chafaut.

Der Fremde blieb einen Augenblick davor stehen und betrachtete durch das Fenster einen niedrigen Saal, der von einer kleinen Lampe und einem hellen Kaminfeuer beleuchtet war. Es waren einige Gäste darin. Der Wirt stand am Kamin und wärmte sich. Über dem Feuer hing ein eiserner Topf an einem Kesselhaken.

Diese Schenke, in der man auch logieren kann, hat zwei Türen, von denen die eine zur Straße hinausgeht und die andere zu einem Hof, in welchem Dünger liegt.

Zu der Straßentür wagte der Fremde sich nicht hinein. Er schlich sich in den Hof, blieb nochmals stehen, drückte auf die Klinke und machte die Tür auf.

»Wer ist da?«, rief der Wirt.

»Jemand, der um ein Abendessen und ein Nachtlager bittet.«

»Sehr wohl. Das kann man hier kriegen.«

Er trat ein. Alle Gäste sahen zu ihm hin, während die Lampe von der einen und das Kaminfeuer von der anderen Seite ihn beleuchteten. So musterte man ihn eine Zeit lang, während er seinen Tornister aufschnallte.

Der Wirt sagte dann zu ihm: »Hier ist ein gutes Feuer. In dem Topf kocht das Abendbrot. Kommen Sie näher, guter Freund, und wärmen Sie sich!«

Der Fremde setzte sich, hielt seine wund gelaufenen Füße an das Kaminfeuer und sog den angenehmen Duft ein, der dem Kochtopf entstieg. Derjenige Teil seines Gesichts, den seine tief heruntergezogene Mütze noch sehen ließ, drückte Behagen aus und erhellte einigermaßen die leidensvollen Falten, die fortgesetztes Elend um seinen Mund bildet hatte.

Das Profil des Fremden deutete auf Festigkeit und Energie. Seine Züge ließen auf ein sonderbares Gemisch von Demut

und Strenge schließen. Die Augen leuchteten unter den Augenbrauen wie Feuer aus einem Gestrüpp hervor.

Zufälligerweise befand sich unter den Gästen in diesem Lokal auch ein Fischhändler, der kurz zuvor sein Pferd bei Labarre untergebracht hatte. Der Mann erkannte in dem neuen Ankömmling ein verdächtiges Subjekt, dem er am Morgen eben dieses Tages zwischen Bras d'Asse und – wenn ich mich recht entsinne – Escoublon begegnet war. Dieser, der schon zu der Zeit sehr ermüdet schien, hatte ihn gebeten, ihn hinter sich auf sein Pferd zu nehmen, worauf der Fischhändler statt aller Antwort noch schneller gefahren war. Dieser Mann also, der eine halbe Stunde vorher mit Labarre auf der Türschwelle gestanden und seine gefahrvolle Begegnung erzählt hatte, winkte jetzt heimlich dem Wirt. Derselbe trat an ihn heran, und sie wechselten einige Worte im Flüsterton, während der Fremde am Feuer saß und seinen Gedanken nachhing.

Der Wirt kam alsbald wieder zu dem Kamin zurück, legte derb seine Hand auf die Schulter des Fremden und herrschte ihn an:

»Mach, dass du fortkommst!«

Der Fremde wandte den Kopf und erwiderte mit sanfter Stimme!

»Sie wissen also ...?«

»Ja.«

»Ich bin aus der anderen Herberge hinausgewiesen worden.«

»Und hier wirst du auch weggejagt.«

»Wo soll ich denn hingehen?«

»Anderswohin.«

Der Fremde griff nach seinem Stock und Tornister und ging davon.

Als er herauskam, warfen einige Kinder, die ihm von der ersten Herberge her gefolgt waren und hier auf ihn zu warten schienen, mit Steinen nach ihm. Er lief ihnen wütend nach und drohte mit dem Stock. Die Kinder stoben auseinander wie ein Schwarm aufgescheuchter Vögel.

Er kam an einem Gefängnis vorbei. An der Tür hing eine eiserne Kette, die an einer Glocke befestigt war. Er schellte.

»Herr Schließer«, bat er mit demütig abgenommener Mütze, »würden Sie wohl die Güte haben, mir aufzumachen und mir für diese Nacht Unterkunft zu geben?«

Eine Stimme antwortete:

»Ein Gefängnis ist keine Herberge. Erst müssen Sie arretiert sein. Dann wird Ihnen aufgemacht.«

Damit ging das Schiebefenster wieder zu.

Nun kam er in eine Straße, an der viele kleine Gärten liegen. Einige davon sind, statt mit hohen Mauern, nur von Hecken eingezäunt, was der Straße ein hübscheres Aussehen verleiht. Hier erblickte er ein kleines einstöckiges Haus, dessen Fenster erleuchtet war. Er schaute hinein, wie kurz vorher in die Fenster der Schenke. Er sah ein großes weiß getünchtes Zimmer mit einem Bett, das mit Draperien aus bedrucktem Kattun behängt war, einer Wiege in einer Ecke, einigen Holzstühlen und einer Doppelflinte, die an der Wand hing.

In der Mitte des Zimmers stand ein gedeckter Tisch. Eine Lampe strahlte ihr Licht aus über das weiße grobe Tischtuch, die zinnerne Weinkanne, die wie Silber glänzte, und die dampfende braune Suppenschüssel. An diesem Tisch saß ein etwa vierzig Jahre alter Mann, der sehr vergnügt ein Kind auf seinen Knien reiten ließ. Neben ihm säugte eine junge Frau ein anderes Kind. Der Vater lachte, das Kind krächte vergnügt, und die Mutter lächelte dazu.

Der Fremde sah einen Augenblick diesem anmutigen und friedlichen Schauspiel zu. Was ging in seiner Seele vor? Er allein hätte es sagen können. Wahrscheinlich dachte er, dass in einem Haus, wo es so gemütlich zuzuging, auch Gastfreundschaft geübt werden müsse. Vielleicht würde er hier, wo er so viel Glück sah, auch ein wenig Erbarmen finden.

Er klopfte ganz schwach an die Fensterscheibe.

Niemand hörte.

Er klopfte zum zweiten Mal.

Jetzt hörte er die Frau sagen: »Männchen, mich dünkt, es klopft.«

»Bewahre!«, antwortete der Mann.

Er klopfte zum dritten Mal.

Der Mann stand auf, nahm die Lampe, kam auf die Tür zu und schloss sie auf.

Es war ein hochgewachsener Mann, halb Bauer, halb Handwerker. Er trug eine große Lederschürze, die ihm bis zur linken Schulter hinaufreichte und die über dem Gürtel von einem Hammer, einem roten Tuch, einem Pulverhorn aufgebauscht war. Er hielt den Kopf nach hinten geneigt, und sein weit offenes Hemd, dessen Kragen niedergeschlagen war, ließ seinen weißen, stiermäßig starken Hals sehen. Er hatte bu-

schige Augenbrauen, einen gewaltigen schwarzen Backenbart, hervorstehende Augen, ein spitzes Kinn, und über dem Ganzen war jener unbeschreibliche Ausdruck von Ruhe und Sicherheit ausgebreitet, welchen das Bewusstsein, Herr eines eigenen Heims zu sein, dem Menschen verleiht.

»Ich bitte um Verzeihung, lieber Herr«, begann der Wanderer. »Wenn ich bezahle, würden Sie mir wohl einen Teller Suppe abgeben und einen Winkel in dem Schuppen da, wo ich schlafen könnte? Ja, würden Sie das? Ich bezahle.«

»Wer sind Sie?«, fragte der Hausherr.

Der Fremde antwortete: »Ich komme von Puy-Moisson. Ich bin den ganzen Tag zu Fuß gegangen. Achtundvierzig Kilometer. Würden Sie das wohl? Ich bezahle.«

»Einem rechtschaffenen Menschen, der bezahlte, würde ich schon Unterkunft geben. Aber warum gehen Sie nicht in eine Herberge?«

»Die sind überfüllt.«

»Ist nicht möglich. Es war ja heute kein Markttag, kein Jahrmarkt. Sind Sie bei Labarre gewesen?«

»Ja.«

»Nun?«

Der Fremde antwortete verlegen: »Ich weiß nicht – er hat mich nicht aufgenommen.«

Sind Sie bei Dingrich, in der Rue Chaffaut, gewesen? Die Verlegenheit des Fremden nahm zu. Er stotterte:

»Der hat mich auch nicht aufgenommen.«

Das Gesicht des Bauern nahm einen Ausdruck von Mißtrauen an, er betrachtete den Fremden von oben bis unten und schrie plötzlich mit einer Art Entsetzen:

»Sind Sie etwa der Mann, der ...«

Er warf einen prüfenden Blick auf den Fremden, trat einige Schritte zurück, stellte, die Lampe auf den Tisch und hakte die Flinte von der Mauer los.

Bei den Worten »Sind Sie etwa der Mann ...« war die Frau von ihrem Sitz aufgestanden, hatte ihre beiden Kinder in die Arme genommen und sich eilig hinter ihren Mann geflüchtet, indem sie erschrocken zu dem Fremden blickte und etwas wie »Räuber« murmelte.

All dies geschah in kürzerer Zeit, als erforderlich ist, um sich den Vorgang vorzustellen. Nachdem er eine Zeit lang den Ankömmling im Auge behalten hatte, als hätte er eine Viper vor sich, kam der Hausherr in die Tür zurück und sagte:

»Mach, dass du fortkommst.«

»Ein Glas Wasser. Aus Erbarmen.«

»Eine Kugel durch den Kopf gehört dir!«

Damit warf er die Tür heftig zu, und der Abgewiesene hörte, wie innen zwei starke Riegel vorgeschoben wurden. Einen Augenblick darauf wurden die Fensterläden zugemacht, und nach außen drang ein Geräusch, als wenn eine eiserne Stange innen vorgelegt würde.

Unterdessen kam die Nacht immer näher. Es wehte ein kalter Wind von den Alpen her. Beim Schein des verlöschenden Tageslichts bemerkte der Fremde in einem der Gärten, die sich längs der Straße erstreckten, eine Art mit Rasen belegter Hütte. Er schwang sich schnell entschlossen über den Zaun in den Garten hinüber und ging auf die Hütte zu. Sie hatte statt der Tür eine schmale und niedrige Öffnung und besaß Ähnlichkeit mit den Baracken, die sich die Chausseearbeiter längs der Landstraßen zu bauen pflegen. Er glaubte ohne Zweifel, sie gehöre wirklich einem Arbeiter; ihn fror und ihn hungerte. Den Hunger wollte er geduldig ertragen, aber er fand hier wenigstens ein Obdach gegen die Kälte. Dergleichen Behausungen sind für gewöhnlich des Nachts nicht bewohnt. Er legte sich platt auf die Erde und kroch in die Hütte hinein. Es war warm darin, und er fand ein gutes Strohlager vor. Auf diesem blieb er eine Weile lang ausgestreckt liegen, ohne sich rühren zu können – so groß war seine Müdigkeit. Dann aber machte er sich daran, seinen Tornister loszuschlagen, der Bequemlichkeit halber und um ihn als Kopfkissen zu verwerten. In diesem Augenblick ließ sich ein grimmiges Knurren vernehmen. Er blickte auf. Im Eingang der Hütte zeichnete sich der Kopf einer gewaltigen Dogge ab.

Er war in eine Hundehütte geraten.

Er konnte sich auf seine Kraft verlassen und wagte sich, den Stock als Angriffs-, den Tornister als Schutzwaffe benutzend, aus der Hundehütte heraus, nicht ohne die Löcher in seinen Lumpen noch weiter aufzureißen.

Auch aus dem Garten kam er glücklich heraus, rückwärts und indem er mit einem geschickten, den Stockfechtern abgelernten Manöver die Dogge von sich abwehrte.

Als er, nicht ohne Mühe, seinen Rückzug über den Zaun bewerkstelligt hatte und sich wieder auf der Straße befand, allein, ohne Nachtlager, ohne Obdach, von dem Strohlager und

aus der elenden Hütte verjagt, sank er mehr, als dass er sich setzte, auf einen Stein nieder und stöhnte.

»Ich habe es nicht einmal so gut wie ein Hund!«

Bald erhob er sich wieder und wanderte weiter, zur Stadt hinaus, in der Hoffnung, einen Baum, einen Schober zu finden, der ihm ein schützendes Obdach gewähren würde.

So schleppte er sich eine Strecke dahin, den Kopf auf sie Brust gesenkt. Als er sich weitab von jeder menschlichen Behausung fühlte, hob er die Augen auf und hielt Umschau. Er befand sich auf einem Acker, vor einem niedrigen Hügel, der mit Stoppeln bedeckt war und einem kurz geschorenen Menschenkopf ähnlich sah.

Der Horizont war tiefschwarz, nicht bloß von dem Dunkel der heraufsteigenden Nacht, sondern es waren sehr niedrige Wolken, die auf dem Hügel selber zu lasten schienen und über den ganzen Himmel heraufstiegen. Da indessen der Mond zu scheinen begann und im Zenit noch etwas Abendhelle schwebte, bildeten diese Wolken oben eine Art weißliches Gewölbe, von dem sich ein Lichtglanz auf die Erde niedersenkte.

Die Erde war also heller erleuchtet als der Himmel, was sich recht schaurig ausnahm, und der kläglich winzige Hügel hob sich matt und undeutlich von dem düsteren Horizont ab.

Die ganze Aussicht war eine öde, abstoßende, armselige, unheimlich eingeengte. Auf dem Acker und auf dem Hügel nichts als ein verkrüppelter Baum, der sich in einer Entfernung von wenigen Schritten, vom Wind durchschauert, hin und her krümmte.

Unser Wanderer war sicherlich weit davon entfernt, jene Empfindungs- und Denkweise zu besitzen, die das Gemüt feinerer Menschen für geheimnisvolle Natureindrücke empfänglich macht; allein dieser Himmel, dieser Hügel, diese Ebene, dieser Baum waren so schaurig, so wüst, dass er nach kurzem Besinnen seine Schritte hastig rückwärtslenkte. Es gibt Augenblicke, wo die Natur dem Menschen ein feindliches Gesicht zeigt.

Er kehrte auf demselben Weg wieder zur Stadt zurück und fand die Tore schon geschlossen. Denn Digne, das in den Religionskriegen Belagerungen ausgehalten hat, war noch 1815 von Mauern mit viereckigen Türmen umgeben, die seitdem geschleift worden sind. Der Fremde ging durch eine Bresche in die Stadt hinein.

Es mochte jetzt acht Uhr abends sein. Da ihm die Straßen unbekannt waren, marschierte er wieder ohne Plan und Ziel.

Auf diese Weise kam er an der Präfektur, dann an dem Seminar vorbei. Als er über den Domplatz ging, ballte er die Faust gegen die Kirche.

In der einen Ecke dieses Platzes befindet sich eine Druckerei. Dort wurden zum ersten Mal die Proklamationen des Kaisers und der kaiserlichen Garde an die Armee gedruckt, die von Napoleon selber auf der Insel Elba diktiert worden waren.

Vollständig erschöpft und hoffnungslos streckte sich der Obdachlose auf die steinerne Bank aus, die sich vor der Druckerei befindet.

In dem Augenblick trat eine alte Dame aus der Kirche und sah ihn im Schatten dort liegen. »Was machen Sie da, guter Freund?«

Er fuhr heftig auf: »Sie sehen ja, gute Frau, ich lege mich schlafen.«

Die gute Frau, die auf diese Benennung ein volles Recht hatte, war die Frau Marquise de R.

»Auf dieser Bank?«

»Ich habe neunzehn Jahre lang auf einer hölzernen Matratze gelegen, so kann ich auch einmal auf einer steinernen schlafen.«

»Sie sind Soldat gewesen.«

»Jawohl, gute Frau.«

»Warum gehen Sie nicht in eine Herberge?«

»Weil ich kein Geld habe.«

»Leider habe ich nur vier Sous bei mir.«

»Geben Sie sie mir.«

Die Marquise gab ihm das Geld und fuhr fort: »Mit so wenig können Sie keine Unterkunft in einer Herberge bekommen. Aber haben Sie's wenigstens versucht? Sie können doch nicht die Nacht unter freiem Himmel zubringen, Sie haben ohne Zweifel Hunger und frieren. Man hätte Sie aus Mitleid aufnehmen können.«

»Ich habe an alle Türen geklopft.«

»Und?«

»Sie haben mich überall hinausgeworfen.«

Die gute Frau berührte den Mann am Arm und zeigte ihm ein kleines niedriges Haus, das auf der anderen Seite des Platzes neben dem bischöflichen Palast stand.

»Sie sagen, Sie haben an alle Türen geklopft?«

»Ja.«

»Auch an die da drüben?«

»Nein.«

»Nun denn, klopfen Sie einmal da an.«

## II.

### Alltagsweisheit und Philosophie

An demselben Abend war der Herr Bischof nach seinem Spaziergang in der Stadt lange auf seinem Zimmer geblieben. Er arbeitete damals gerade an einem größeren Werk über die Pflichten, das leider unvollendet geblieben ist. Zu diesem Zweck sammelte er alles, was die Kirchenväter und andere Autoritäten über diesen bedeutungsvollen Gegenstand gesagt haben. Sein Buch zerfiel in zwei Teile; erstens die Pflichten aller; zweitens die Pflichten des Einzelnen, je nach seinem Stand, Berufe, Alter, Geschlecht usw. Die Pflichten aller, lehrte er, sind die wichtigsten. Sie zerfallen in vier Unterarten, die uns der heilige Matthäus bezeichnet: die Pflichten gegen Gott (Matthäus Kap. 6), gegen sich selbst (Matthäus Kap. 5, V. 29 und 30), gegen den Nebenmenschen (Matthäus Kap. 7, V. 12).

Was die übrigen Pflichten anbelangt, so hatte der Bischof sie in anderen Schriften der Bibel gefunden; die der Herrscher und Untertanen in der Epistel an die Römer; die der Richter, der verheirateten Frauen, Mütter und jungen Männer in der Epistel des heiligen Petrus; die der Ehemänner, Eltern, Kinder und Diener in der Epistel an die Epheser; die der Gläubigen in der Epistel an die Hebräer; die der Jungfrauen in der Epistel an die Korinther. All diese Vorschriften fasste er mit mühseligem Fleiß zu einem übersichtlichen Ganzen zusammen, das er den Gläubigen widmen wollte.

An diesem Abend arbeitete er noch fleißig um acht Uhr und schrieb, ein großes offenes Buch über den Knien, in unbequemer Haltung auf kleinen Zetteln, als Madame Magloire hereinkam, das Silbergeschirr aus dem Wandschrank zu holen. Ein Weilchen später, als er merkte, dass der Tisch gedeckt war und seine Schwester vielleicht auf ihn wartete, klappte er sein Buch zu, stand vom Tisch auf und begab sich in das Speisezimmer.

Es war dies ein rechteckiger Raum mit Kamin, Eingangstür der Straße zu und einem Fenster, das auf den Garten hinausging.

Madame Magloire hatte in der Tat schon gedeckt und plauderte, während sie im Zimmer hantierte, mit Mademoiselle Baptistine.

Auf dem Tisch, der sich nahe dem Kamin befand, stand eine Lampe, und in dem Kamin brannte ein leidlich gutes Feuer.

Man kann sich leicht eine Vorstellung machen von den beiden Frauen, die beide sechzig Jahre hinter sich hatten: Madame Magloire klein, gut beleibt, lebhaft; Mademoiselle Baptistine sanft, hager, schwächlich, etwas größer als ihr Bruder, in einer Robe von flohfarbener Seide, wie es 1806 Mode war, die sie damals in Paris gekauft hatte und die immer noch vorhielt. Um uns einer volkstümlichen Redewendung zu bedienen – die aber trotz ihrer Kürze inhaltsvoller ist als eine seitenlange Beschreibung –, so hatte Madame Magloire das Aussehen einer Bäuerin und Mademoiselle Baptistine das einer Dame. Madame Magloire trug eine in Röhrenfalten gelegte weiße Haube, um den Hals ein Samtband mit einem goldenen Kreuz, auf dem ein Herz lag, das einzige Frauenjuwel übrigen, das sich im Haus befand. Bekleidet war sie mit einem schneeweißen Brusttuch, einem Kleid aus grobem schwarzem Wollstoff mit weiten kurzen Ärmeln, einer rot und grün karierten Kattunschürze, die mit einem grünen Band um die Taille gebunden war und deren gleichartiger Latz an den oberen Ecken durch zwei Stecknadeln festgehalten wurde. Dazu an den Füßen grobe Schuhe und gelbe Strümpfe, wie sie von den Frauen in Marseille getragen wurden. Mademoiselle Baptistines Robe war nach Mustern aus dem Jahr 1806 zugeschnitten; mit kurzer Taille, engem Rock, Achselbändern, Patten und Knöpfen. Ihre grauen Haare verbarg sie unter einer Kräuselperücke *à l'enfant*. Madame Magloires Gesichtszüge ließen auf Klugheit, Lebhaftigkeit und Herzengüte schließen; nach den ungleich aufgezogenen Mundwinkeln und nach der Oberlippe, die dicker war als die untere, zu urteilen, musste sie brummig und rechthaberisch sein. In der Tat führte sie Seiner Bischöflichen Gnaden gegenüber, wenn dieselben schwiegen, eine bei allem Respekt freimütige Sprache; aber sobald Seine Gnaden das Wort ergriffen, gehorchte sie, wie wir schon oben gesehen haben, so passiv wie ihr gnädiges Fräulein. Mademoiselle Baptistine tat dann nicht einmal den

Mund auf. Sie beschränkte sich darauf, zu gehorchen und ihrem Bruder zu Gefallen zu handeln. Auch in ihrer Jugend war sie nicht hübsch gewesen. Sie hatte große blaue, hervorstehende Augen und eine lange, gebogene Nase; aber ihr ganzes Antlitz, ihr ganzes Wesen atmete eine unbeschreibliche Güte. Von jeher sanftmütig veranlagt, hatte sie sich durch herzerwärmende Tugenden des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung allmählich zur Heiligen vervollkommenet. Von Natur nur ein Lamm, hatte die Religion sie zu einem Engel gemacht. Armes frommes Fräulein! Welch teure Erinnerungen weckt dein sanftes Bild im Gedächtnis derer, die dich kannten!

Was sich nun an jenem Abend im Haus des Bischofs alles ereignete, hat Mademoiselle Baptistine so oft erzählt, dass sich mehrere Leute, die noch heute leben, an alles bis auf die geringfügigsten Einzelheiten genau erinnern können.

Madame Magloire sprach, als der Bischof in das Speisezimmer trat, mit großer Lebhaftigkeit über ihr Lieblingsthema, das ihr Herr geduldig über sich ergehen zu lassen pflegte, nämlich über die Klinke der Straßentür.

Sie hatte, während sie Einkäufe für das Abendessen besorgte, gar schlimme Neuigkeiten gehört. Es hieß, ein Strolch, ein gefährlicher Landstreicher, sei angekommen und treibe sich gegenwärtig in der Stadt herum, und wer heute Abend spät nach Hause komme, dem könne leicht etwas Unangenehmes begegnen. Die Polizei tue leider ihre Schuldigkeit nicht, indem der Herr Präfekt und der Herr Bürgermeister keine Freundschaft hielten und es gerne sähen, wenn ein Unglück passierte. Das würde ihnen eine prächtige Gelegenheit geben, den anderen als den schuldigen Teil hinzustellen. Die gescheiterten Leute sollten also hübsch selber über ihre Sicherheit wachen. Selbstredend müsse ein jeder sein Haus verschließen, verriegeln, verrammeln und ja die Türen ordentlich zumachen.

Madame Magloire betonte das Wort »Türen« mit großem Nachdruck; aber der Bischof, der in seinem ungeheizten Zimmer gefroren hatte, saß vor dem Kamin und wärmte sich; abgesehen hiervon hing er noch anderen Gedanken nach. Er beachtete also Madame Magloires energischen Wink nicht besonders, und sie sah sich genötigt, ihn zu wiederholen. Da mischte sich Mademoiselle Baptistine in das Gespräch und fragte, um es Madame Magloire recht zu machen, ihrem Bruder aber nicht zu missfallen:

»Lieber Bruder, hast du gehört, was Madame Magloire erzählt?«

»Zum Teil ja!«, antwortete er, drehte seinen Stuhl halb um, hielt die Hände auf die Knie und wandte sein freundliches, gemütlich-heiteres Gesicht, das von unten durch den Lichtschein des Kaminfeuers hell beleuchtet war, der alten Magd zu. »Nun, erzählen Sie! Was geht denn vor? Was denn? Wir schweben also wirklich in einer furchtbaren Gefahr?«

Madame Magloire begann ihre ganze Geschichte von vorn, wobei sie, ohne sich dessen bewusst zu werden, die Farben recht stark auftrug. Es solle sich zurzeit ein Bummeler, ein zerlumpter Kerl, ein gefährlicher Bettler in der Stadt aufhalten. Er hätte bei Jacquin Labarre nächtigen wollen, der aber hätte ihn abgewiesen. Dann sei er auf dem Boulevard Gassendi gesehen worden, und dann habe er in den Straßen herumgestrolcht. Ein Kerl mit einem wahren Galgengesicht!

»Was Sie sagen!«, meinte der Bischof.

Dass er so bereitwillig auf ihr Gespräch einging, ermutigte Madame Magloire. Deutete sie sich dies doch als ein Zeichen, dass er anfang, Furcht zu bekommen. Sie fuhr also triumphierend fort:

»Ja, ja, Bischöfliche Gnaden, so steht's. Diese Nacht passiert ganz gewiss ein Unglück in der Stadt. Jeder sagt das. Leider tut die Polizei ihre Schuldigkeit nicht.« (Diese Wiederholung, um einen wirksameren Eindruck zu machen.) »Ein Gebirgsland und nicht einmal des Nachts Laternen in den Straßen! Geht man aus, so umgibt einen eine Finsternis, als steckte man in einem Sack. Und ich, Bischöfliche Gnaden, behaupte, und das gnädige Fräulein behauptet auch ...«

»Ich behaupte gar nichts«, fiel ihr das Fräulein ins Wort. »Was mein Bruder tut, ist wohlgetan.«

Aber Madame Magloire beachtete nicht den erhobenen Einspruch.

»Wir behaupten also, dass dieses Haus ganz und gar nicht sicher ist, und wenn Bischöfliche Gnaden erlauben, hole ich den Schlosser, Paulin Musebois, und lasse ihn die alten Riegel wieder an der Tür anbringen. Sie sind noch da, und die Arbeit ist im Handumdrehen gemacht. Riegel brauchen wir, und wäre es auch nur für diese Nacht. Denn eine Tür, die der Erstbeste von außen aufklinken kann, nein, so was Schreckliches gibt's nicht mehr. Dabei haben Bischöfliche Gnaden die Gewohnheit und rufen immer gleich: ›Herein!‹ Und in der

Nacht – Herr, erbarme Dich! – braucht auch keiner erst um Erlaubnis zu bitten.«

In demselben Augenblick wurde heftig an die Tür geklopft.

»Herein!«, rief der Bischof.

### III.

## Heldenmütiger Gehorsam

Die Tür ging auf, heftig, weit auf, und herein trat der uns schon bekannte Fremde, der Wanderer, den wir vorhin auf der Suche nach einem Obdach beobachtet haben.

Er trat ein, tat noch einen Schritt und blieb stehen, ohne die Tür hinter sich wieder zuzumachen. Den Tornister auf dem Rücken, den Stock in der Hand, das entschlossene grimrige Gesicht vom Kaminfeuer beleuchtet, war er eine furchtbare, unheimliche Erscheinung.

Madame Magloire hatte nicht einmal so viel Kraft übrig, laut aufzuschreien, und stand wie angewurzelt mit offenem Mund da.

Mademoiselle Baptistine hatte sich beim Eintritt des Vagabunden zu ihm umgewandt. Sie fuhr zusammen vor Schreck, wandte aber dann allmählich das Gesicht zum Kamin hin, wo ihr Bruder saß, und alsbald nahmen ihre Züge wieder die gewohnte Ruhe und Heiterkeit an.

Der Bischof fasste den Ankömmling ruhig ins Auge.

In dem Augenblick, als er den Mund auftat, wohl um nach dem Begehren des Fremden zu fragen, stützte dieser beide Hände auf seinen Stock, ließ seine Augen über den greisen Herrn und die beiden Frauen irren und sprach, ohne die Anrede des Bischofs abzuwarten, mit lauter Stimme:

»Die Sache ist die. Ich heiße Jean Valjean. Ich bin ein ehemaliger Galeerensklave. Ich habe neunzehn Jahre im Bagno verlebt. Vor vier Tagen bin ich in Freiheit gesetzt worden und jetzt auf dem Weg nach Pontarlier, meinem Bestimmungsort. Vier Tage marschiere ich nun schon von Toulon aus. Heute habe ich achtundvierzig Kilometer zu Fuß zurückgelegt. Diesen Abend, als ich in diesem Ort angekommen bin, habe ich in einem Gasthaus einkehren wollen, aber sie haben mich hinausgewiesen, von wegen meinem gelben Pass, den ich im Stadthaus vorgezeigt habe. Das musste ich nämlich. Dann bin

ich wieder in eine Herberge gegangen. Da hat's wieder geheißen: Raus mit dir. Keiner hat mich haben wollen. Dann bin ich zu einem Gefängnis gegangen. Der Schließer hat mir nicht aufgemacht. Dann bin ich in eine Hundehütte gekrochen. Da ist der Hund gekommen, hat mich gebissen und weggejagt, gerade als wäre er ein Mensch. Es war, als wüsste er, was für einer ich bin. Dann bin ich querfeldein gegangen und wollte unter freiem Himmel übernachten. Der Himmel war aber nicht frei, er hing voll Wolken, und ich dachte, es würde regnen, und einen Gott, der den Regen nicht herunterfallen lässt, mir zu Gefallen, gibt's ja doch nicht. Da bin ich wieder in die Stadt zurückgegangen und wollte mir einen Torweg suchen. Auf dem Platz hier habe ich mich auf eine Steinbank niedergelegt. Da ist eine Frau gekommen, hat mir dies Haus gezeigt und hat gesagt: »Klopfe mal da an.« Das habe ich getan. Was ist das für ein Haus? Eine Herberge? Ich habe Geld. Hundertneun Francs und fünfzehn Sous. Was ich mir in neunzehn Jahren, in meiner Sträflingszeit, mit meiner Arbeit verdient habe. Ich kann alles bezahlen. Mir soll's nicht drauf ankommen. Ich habe ja Geld. Ich bin sehr müde, achtundvierzig Kilometer, und hungrig. Darf ich hier bleiben?»

»Madame Magloire«, sagte der Bischof, »noch ein Gedeck!«

Der Vagabund trat drei Schritte an die Lampe heran, die auf dem Tisch stand. »So ist das nicht«, hob er wieder an, »Sie verstehen mich gewiss nicht. Ich bin ein Galeerensklave, ich komme aus dem Bagno.« Er zog ein großes gefaltetes Papier aus der Tasche. »Hier«, und er faltete es auseinander, »mein Pass. Ein gelber. Das hat den Zweck, dass ich überall, wo ich hingehge, weggejagt werde. Wollen Sie ihn lesen? Ich kann lesen. Ich hab's im Bagno gelernt. Da ist eine Schule, da können die hingehen, die's wollen. Da können Sie's lesen. ›Jean Valjean, aus dem Gefängnis entlassener Sträfling, gebürtig aus ...‹, das ist Ihnen egal, ob Sie das wissen oder nicht, ›... ist neunzehn Jahre im Bagno gewesen. Fünf Jahre wegen Diebstahl mit Einbruch, vierzehn Jahre, weil er viermal hat entspringen wollen. Ein sehr gefährliches Subjekt.‹ So! Nun wissen Sie's. Jedermann hat mich rausgeschmissen. Wollen Sie mich aufnehmen? Ist das hier eine Herberge? Kriege ich hier was zu essen und Unterkunft für die Nacht? Haben Sie einen Stall?»

»Madame Magloire, beziehen Sie das Bett im Alkoven mit neuen Laken.«

Wir haben schon auseinandergesetzt, wie die beiden Frauen zu gehorchen pflegten. Madame Magloire ging also hinaus, das zu tun, was ihr geheißen war.

»Monsieur Valjean, nehmen Sie Platz und wärmen Sie sich. Wir speisen sofort, und während der Essenszeit wird Ihr Bett zurechtgemacht.«

Jetzt begriff der Vagabund. Auf seinem bisher finsternen und grimmigen Gesicht war plötzlich eine unsagbare Verwunderung, Zweifel, Freude zu lesen. Mit einer Überstürzung, als wäre er irrsinnig geworden, stieß er die Worte hervor:

»Wahrhaftig! Sie behalten mich hier! Sie jagen mich nicht fort? Einen ehemaligen Sträfling? Sie sagen ›Monsieur Valjean‹, nicht ›du? ›Mach, dass du fortkommst, du Hund, du!‹ So sagen sie immer zu mir. Ich glaubte wirklich, Sie würden mich rausjagen. Deswegen habe ich ja auch gleich gesagt, wer ich bin. Das ist mal eine gute Frau, die mich hierhergewiesen hat. Ich kriege was zu essen! Und ein Bett mit Matratze und Laken wie alle anderen Leute! Ein Bett! Neunzehn Jahre habe ich in keinem Bett gelegen! Sie sagen nicht, dass ich wieder fortgehen soll. Ihr seid gute Leute. Aber ich habe Geld. Ich will alles richtig bezahlen. Verzeihung, Herr Gastwirt, wie heißen Sie? Ich bezahle, so viel Sie wollen. Sie sind ein braver Mann, Sie sind doch Gastwirt, nicht wahr?

»Ich bin ein Priester, der hier wohnt.«

»Ein Priester! Ein guter, braver Priester! Dann verlangen Sie kein Geld von mir? Sie sind der Pfarrer von der großen Kirche da drüben? Nun, natürlich! Jetzt erst sehe ich Dummkopf das Käppchen.«

Während seiner Rede hatte er Tornister und Stock in eine Ecke gestellt, den Pass wieder eingesteckt und sich gesetzt. Mademoiselle Baptistine betrachtete ihn mit freundlichen Blicken. Er fuhr fort:

»Sie sind menschlich, Herr Pfarrer, Sie haben keine Verachtung gegen mich. Wie gut das ist, so ein guter Priester! Also haben Sie's nicht nötig, dass ich was bezahle?«

»Nein! Behalten Sie Ihr Geld. Wie viel haben Sie? Sagten Sie nicht, hundertneun Francs?«

»Und fünfzehn Sous!«

Hundertneun Francs und fünfzehn Sous. Und wie viel Zeit haben Sie gebraucht, das zu verdienen?«

»Neunzehn Jahre!«

»Neunzehn Jahre!«

Der Bischof seufzte tief.

Der Fremde fuhr fort. »Ich habe noch mein ganzes Geld. Seit vier Tagen habe ich nur fünfundzwanzig Sous ausgegeben, und die habe ich in Grasse verdient. Da wurden Wagen abgeladen, und dabei habe ich geholfen. Da Sie Abbé sind, muss ich Ihnen sagen, wir hatten auch einen Geistlichen im Gefängnis. Und einmal habe ich auch einen Bischof zu sehen gekriegt. So einen, den sie ›Eure Bischöfliche Gnaden‹ nennen. Er war aus Marseille. Das ist ein Pfarrer, der über den anderen Pfarrern ist. Entschuldigen Sie, ich drücke mich schlecht aus, aber was versteht unsereiner von so was! – Er hat die Messe gelesen, mitten im Bagno, vor einem Altar, er trug ein spitzes goldenes Ding auf dem Kopf. Das glänzte im Sonnenlicht: Wir waren an drei Seiten aufgereiht, uns gegenüber die Kanonen mit angezündeter Lunte. Wir konnten nicht gut sehen, er war zu weit ab dahinten. Und was er gesagt hat, verstand man auch nicht. Das ist ein Bischof.«

Während er noch sprach, war der Bischof aufgestanden und hatte die offen gebliebene Tür zugemacht.

In demselben Augenblick kam auch Madame Magloire mit dem Gedeck wieder zurück.

»Möglichst nahe am Kamin!«, befahl der Bischof. Und zu seinem Gast gewandt: »In der Nacht weht ein kalter Wind in den Alpen. Es friert Sie gewiss, Monsieur Valjean?«

Jedes Mal, wenn er mit seiner freundlichen Stimme das höfliche »Monsieur« aussprach, leuchtete es auf in dem Gesicht des Unglücklichen. Der Klang dieses Wortes wirkt auf einen Sträfling wie der Anblick eines Glases Wasser, das man einem Verdurstenden darreicht. Wer in der Schande steckt, lechzt nach Achtung.

»Die Lampe leuchtet schlecht!«, bemerkte mit einem Mal der Bischof.

Madame Magloire verstand den Wink, holte aus dem Schlafgemach Seiner Bischöflichen Gnaden die beiden silbernen Leuchter und stellte sie auf die Tafel.

»Herr Pfarrer«, sagte der Gast, »Sie sind recht gut. Sie verachten mich nicht. Sie stecken Ihre feinen Kerzen für mich an. Ich habe Ihnen aber doch nicht verschwiegen, wo ich herkomme und dass ich ein elender Mensch bin.«

Der Bischof, der neben ihm saß, berührte sanft seine Hand. »Sie konnten es unterlassen, mir zu sagen, wer Sie sind. Dies ist nicht mein Haus, sondern das Haus Jesu Christi. Wer hier

hereinwill, den fragt diese Tür nicht, ob er einen Namen, sondern ob er einen Kummer hat. Sind Sie leidbedrückt, hungrig und dürstet Sie, so sind Sie willkommen. Und danken Sie mir nicht, sagen Sie nicht, dass ich Sie in mein Haus aufnehme. Hier wohnt niemand, außer wer einer Zufluchtsstätte bedarf. Ich sage Ihnen, Sie, der Sie hier vorbeigehen, haben mehr Anrecht auf den Schutz dieses Hauses als ich selber. Alles, was hier ist, gehört Ihnen. Wozu brauche ich Ihren Namen zu wissen! Übrigens haben Sie einen Namen, den ich wusste, bevor Sie mir Ihren Namen nannten.«

Der Gast machte große Augen vor Verwunderung.

»Wahrhaftig? Sie wussten, wie ich heiße?«

»Ja, Sie heißen ›mein Bruder!‹«

»Hören Sie, Herr Pfarrer«, rief der Gast. »Ich hatte gehöri-gen Hunger, als ich hier hereinkam, aber Sie sind so gut, dass ich – ich weiß nicht, wie das kommt, meinen Hunger nicht mehr fühle.«

Der Bischof sah ihn an und fragte:

»Sie haben wohl viel Schlimmes durchgemacht?«

»Ach, ja! In der roten Jacke, die Kanonenkugel am Bein, ein Brett zum Schlafen, Hitze, Kälte, Arbeit, Stockschläge. Eine doppelte Kette, wenn man so gut wie gar nichts verbrochen hatte. In die Einzelzelle, wenn man mal ein bisschen aufmuckte. Auch im Bett noch, wenn man krank war, behielt man die Kette. Die Hunde, die Hunde sind glücklicher. Neunzehn Jahre lang. Ich bin sechsundvierzig Jahre alt. Und jetzt zu guter Letzt der gelbe Pass. Ja, ja!«

»Ja, Sie kommen aus einem Ort des Jammers. Hören Sie auf meine Worte. Es wird im Himmel mehr Freude herrschen über die Tränen eines reuigen Sünders als über das weiße Gewand hundert Gerechter. Wenn Sie aus jenem Ort des Leidens mit Gedanken voll Hass und Groll gegen die Menschen kommen, so sind Sie zu bemitleiden; hegen Sie aber Gedanken des Wohlwollens, der Sanftmut und der Friedfertigkeit, so sind Sie ein besserer Mensch als der Beste von uns.«

Währenddessen hatte Madame Magloire das Essen aufgetragen. Eine Suppe, bestehend aus Wasser, Öl, Brot und Salz; etwas Speck, ein Stück Hammelfleisch, Feigen, frischen Käse und ein großes Roggenbrot. Außerdem hatte sie aus eigenem Antrieb eine Flasche alten Mauves spendiert.

Bei diesem Anblick überflog plötzlich die Züge des Bischofs jene Vergnügtheit, die gastfreundlichen Menschen ei-

gen zu sein pflegt. »Zu Tisch!«, kommandierte er lebhaft. Er lud, wie er es zu tun pflegte, wenn er einen Gast zu Tisch hatte, den Vagabunden ein, zu seiner Rechten Platz zu nehmen, und Mademoiselle Baptistine setzte sich ruhig und unbefangenen links von ihm.

Dann sprach der Bischof das Tischgebet und schöpfte seiner Gewohnheit gemäß die Suppe aus. Der Gast fiel gierig über seinen Teller her.

Plötzlich bemerkte der Bischof: »Mich dünkt, es fehlt irgendetwas auf dem Tisch.«

In der Tat hatte Madame Magloire nur die drei durchaus notwendigen Bestecke auf die Speisetafel gelegt. Wenn aber der Bischof einen Gast hatte, so war es der Brauch des Hauses, dass die sechs silbernen Bestecke auf dem Tisch prangen mussten. Diese kindliche Prahlerei mit einem so bescheidenen Luxus mutete angenehm an in diesem Haus, wo die Armut für wohlständig galt.

Madame Magloire verstand die Bemerkung des Bischofs, ging, ohne ein Wort zu sagen, hinaus, und alsbald erglänzten auf dem Tischtuch die drei anderen Bestecke.

#### IV.

### Über die Käsereien in Pontarlier

Damit man sich eine Vorstellung machen könne, wie es an dieser Tafel zugeht, wollen wir eine Stelle aus einem Brief von Mademoiselle Baptistine an Madame de Boischevron hier wiedergeben, in dem mit naiver Ausführlichkeit das Gespräch des Bischofs und des Galeerensklaven erzählt wird.

»Der Mann achtete auf niemanden und schlang immer nur sein Essen mit einer Gier hinunter, als wäre er nahe daran gewesen, vor Hunger umzukommen. Aber nach dem Abendessen sagte er:

›Lieber guter Herrgottspfarrer, das ist alles noch viel zu gut für mich, aber das muss ich sagen, die Fuhrleute, die mich nicht wollten mitessen lassen, leben besser als Sie.«

Unter uns gesagt, die Bemerkung hat mich verdrossen. Mein Bruder antwortete ihm:

›Sie müssen sich auch mehr anstrengen als ich.«

›Nein‹, meinte der andere, ›sie haben mehr Geld. Ich sehe wohl, Herr Pfarrer, Sie sind arm. Sie sind vielleicht noch nicht einmal Pfarrer? Wenn der liebe Gott gerecht wäre, müssten Sie Pfarrer sein.‹

›Der liebe Gott ist mehr als gerecht‹, versetzte mein Bruder und fügte nach einer Weile hinzu:

›Also nach Pontarlier gehen Sie, Monsieur Valjean?‹

›Mit Zwangspass.‹

So sagte er, wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt. Dann fuhr er fort:

›Morgen bei Tagesanbruch muss ich schon unterwegs sein. Das Marschieren ist jetzt beschwerlich. Wenn die Nächte kalt sind, ist es am Tag heiß.‹

›Sie kommen da in eine gute Gegend‹, meinte mein Bruder. ›Zur Zeit der Revolution ist meine Familie ruiniert worden, und ich habe mich damals zuerst in die Franche-Comté geflüchtet, wo ich von meiner Hände Arbeit lebte. Ich hatte guten Willen und fand auch Beschäftigung. Man hat dortzulande die Wahl. Es gibt dort Papiermühlen, Gerbereien, Branntweimbrennereien, Ölmühlen, Uhrfabriken, Stahl- und Kupferfabriken, wenigstens zwanzig Eisenwerke, darunter vier sehr bedeutende in Lods, Châtillon, Audincourt und Beure.‹

Ich müsste mich sehr irren, wenn dies nicht die Namen sind, die mein Bruder anführte. Hierauf aber brach er ab und wandte sich an mich:

›Liebe Schwester, haben wir nicht Verwandte in jener Gegend?‹

Ich antwortete:

›Früher, ja! Unter anderen Monsieur de Lucenet, Hauptmann bei den Türgardisten zu Pontarlier vor der Revolution.‹

›Ganz richtig‹, erwiderte mein Bruder, ›aber 1793 war es mit den Verwandten nichts, da musste man sich auf sich selber und auf seine gesunden Arme verlassen. Ich habe gearbeitet. Sie haben in der Gegend von Pontarlier, wo Sie hingehen, Monsieur Valjean, eine ganz patriarchalische und ganz gemütliche Industrie, liebe Schwester, nämlich Käseereien.‹

Darauf setzte mein Bruder dem Mann, während er ihn zum Essen nötigte, sehr ausführlich auseinander, wie die Käseereien eingerichtet sind.

›Sie zerfallen in zwei Klassen‹, erläuterte er. ›Die großen, die den Reichen gehören, mit vierzig bis fünfzig Kühen, und die sieben- bis achttausend Stück Käse pro Sommer liefern,

und die kleinen, genossenschaftlich organisierten, die von den Armen gebildet werden. Zu diesen tun sich die Bauern aus dem Mittelgebirge zusammen und teilen den Gewinn. Sie engagieren einen Käser, der dreimal täglich von den Mitgliedern der Genossenschaft die Milch in Empfang nimmt und die Quantität auf einem doppelten Kerbholz markiert. Gegen Ende April fängt die Fabrikation an; Mitte Juni werden die Kühe auf die Berge getrieben.<

Der Fremde wurde munterer, während er aß. Mein Bruder schenkte ihm guten Mauves ein, von dem er selber nicht trinkt, weil es ein teurer Wein ist. Mein Bruder zeigte im Gespräch die Ihnen wohlbekannte Unbefangenheit und frohe Laune und richtete auch manche freundlichen Bemerkungen an mich. Auf die Beschäftigung des Käser kam er oft zurück, als wollte er ihm auf zarte Weise zu verstehen geben, dass er sich so aus seiner Notlage befreien könne. Eins ist mir noch aufgefallen. Ich habe Ihnen auseinandergesetzt, was das für ein Mensch war. Nun also, mein Bruder hat weder bei Tisch noch überhaupt an dem ganzen Abend, mit alleiniger Ausnahme der Erwähnung Jesu Christi bei der Ankunft des Gastes, auch nur ein Wort fallen lassen, das den Mann erinnert hätte, wer er war, und ihn über den Stand meines Bruders belehrt hätte. Und es war doch eine schöne Gelegenheit, ein wenig Moral zu predigen und den Zuchthäusler seine bischöfliche Autorität nachdrücklichst fühlen zu lassen. Ein anderer, der den Unglücklichen so in der Hand gehalten hätte, würde nicht bloß getrachtet haben, ihm Nahrung für den Körper, sondern auch für die Seele zu spenden, und hätte es für angemessen erachtet, ihm mit guten Ratschlägen und Ermahnungen gemilderte Vorwürfe zu machen, oder hätte eine Äußerung des Mitleids nebst einer Aufforderung, sich fortan besser aufzuführen, fallen lassen. Mein Bruder dagegen fragte den Menschen nicht einmal nach seinem Geburtsort oder seiner Lebensgeschichte. Denn seine Lebensgeschichte enthielt auch die Geschichte seines Vergehens, und mein Bruder ließ es sich offenbar angelegen sein, alles zu vermeiden, das jenen an seine Schuld hätte erinnern können. Einmal sogar, als er von den Gebirglern bei Pontarlier sprach, deren Wohnungen dem Himmel nahe wären und die, weil schlicht und rechtschaffen, auch glücklich seien, brach er plötzlich seine Rede ab, aus Furcht, die ihm entschlüpfte Äußerung könnte seinem Gast wehtun. Ich habe hierüber gründlich nachge-

dacht und glaube jetzt zu verstehen, was im Herzen meines Bruders vorging. Er meinte offenbar, den Unglücklichen quäle der Gedanke an sein Elend auch ohnehin genug; es schien ihm geboten, ihm den Kummer zu verscheuchen, indem er ihn auf dieselbe Weise behandelte wie jeden anderen und ihn – wenn auch nur für einen Augenblick – in dem Glauben wiegte, er wäre ebensolch ein Mensch wie jeder andere. Heißt das nicht die Pflicht der christlichen Liebe richtig verstehen, wenn man sich zartsinnig aller Moralpredigten und Anspielungen enthält und den wunden Punkt überhaupt nicht berührt? Dies war, dünkt mich, die Idee, von der sich mein Bruder leiten ließ. Allerdings hat er sich nichts merken lassen, auch mir gegenüber nicht. Er war durchaus derselbe wie an jedem anderen Abend und benahm sich Jean Valjean gegenüber ganz ebenso, als hätte er Herrn Gédéon Le Prévost oder einen Landpfarrer zu Gast gehabt.

Zum Ende der Mahlzeit, als wir eben die Feigen verspeisten, klopfte es an die Tür. Es war Mutter Gerbaud mit ihrem Kind auf dem Arm. Mein Bruder küsste den Kleinen auf die Stirn und lieh sich von mir fünfzehn Sous, die ich gerade bei mir hatte, um sie Mutter Gerbaud zu geben. Der Fremde achtete auf all dies nicht. Er sprach nicht mehr und schien recht abgespannt zu sein. Dann sagte mein Bruder, nachdem die arme alte Gerbaud fortgegangen, das Dankgebet und wandte sich zu dem Gast mit den Worten: ›Sie sehnen sich gewiss nach Ihrem Bett.‹ Madame Magloire deckte rasch ab, und ich begriff, dass wir uns nach oben verfügen mussten, um ihn schlafen zu lassen. Indessen schickte ich Madame Magloire noch einmal hinunter mit einem Rehfell, das sie ihm auf sein Bett legte. Die Nächte sind eisig, und solch ein Fell hält warm. Schade, dass es so alt ist, die ganzen Haare fallen schon aus. Mein Bruder hat es zu der Zeit gekauft, als er in Deutschland war, in Tottlingen, in der Nähe der Donauquellen, sowie auch das kleine Messer mit dem Elfenbeingriff, dessen ich mich bei Tisch bediene.

Madame Magloire kam sofort wieder herauf, wir beteten in dem Zimmer, wo die Wäsche getrocknet wird, und zogen uns dann, ohne ein Wort zu sprechen, jede in ihre Kammer zurück.«

V.

## Furchtlose Seelenruhe

Nachdem der Bischof seiner Schwester eine gute Nacht gewünscht, nahm er von dem Tisch einen der beiden silbernen Leuchter, gab den anderen seinem Gast und sagte:

»Monsieur Valjean, ich werde Sie jetzt zu Ihrem Schlafzimmer geleiten.«

Der Fremde folgte ihm.

Wie schon bemerkt, waren die Räume so eingerichtet, dass man, um in das Betzimmer und den Alkoven zu gelangen, durch das Schlafzimmer des Bischofs hindurchmusste.

Als sie durch dieses Zimmer gingen, war Madame Magloire gerade im Begriff, das Silberzeug in dem am Kopfende des Betts befindlichen Wandschrank zu verschließen. Das war das Letzte, was ihr jeden Abend vor dem Schlafengehen zu tun oblag.

Der Bischof führte seinen Gast in den Alkoven, wo ein frisch bezogenes Bett bereitstand. Der Fremde stellte seinen Leuchter auf ein Tischchen.

»Nun schlafen Sie wohl«, sagte der Bischof. »Morgen früh, bevor Sie aufbrechen, sollen Sie noch eine Tasse ganz frische Milch bekommen.«

»Danke, Herr Abt«, erwiderte der Gast.

Kaum hatte er diese friedfertigen Worte ausgesprochen, als ihn plötzlich und ohne Übergang eine sonderbare Regung anwandelte, welche die beiden frommen Frauen, wären sie zugegen gewesen, mit eisigem Schreck erfüllt hätte. Noch heute wird es uns schwer, uns Rechenschaft davon zu geben, was in jenem Augenblick in ihm vorging. Wollte er eine Warnung aussprechen oder eine Drohung ausstoßen? Gehorchte er nur einem ihm unbewussten Trieb, den er selbst nicht verstand? Er wandte sich plötzlich um, verschränkte die Arme, betrachtete seinen greisen Wirt mit wilden Blicken und schrie mit rauer Stimme:

»Nanu, Sie geben mir wirklich ein Zimmer in Ihrem Haus, so dicht neben Ihrem?«

Er hielt inne, schlug eine laute Lache an, die sich grausig anhörte, und fuhr fort:

»Haben Sie sich die Sache auch ordentlich überlegt? Woher wissen Sie, ob ich nicht vielleicht ein Raubmörder bin?«

Der Bischof antwortete:

»Das ist eine Sache, die den lieben Gott allein angeht.«

Damit hob er feierlich und indem er die Lippen, wie zum Gebet oder Selbstgespräch, bewegte, zwei Finger der rechten Hand empor, segnete den Gast, der sich nicht neigte, und begab sich, ohne sich umzuwenden und rückwärtszublicken, in sein Zimmer.

Wenn der Alkoven einen Bewohner hatte, war der Altar mit einem großen Vorhang, der sich durch das ganze Betzimmer hindurchzog, verhangen. Vor diesen Vorhang kniete der Bischof nieder und verrichtete ein kurzes Gebet.

Einen Augenblick darauf spazierte er in seinem Garten, versunken in die Betrachtung jener erhabenen, unerforschbaren Herrlichkeiten, die Gott des Nachts den Augen der Wachenden enthüllt.

Was den Gast betrifft, so war er dermaßen übermüdet, dass er nicht einmal Gebrauch machte von den frischen, reinen Laken. Er blies nach Art der Zuchthäusler das Licht mit der Nase aus und sank vollständig angekleidet auf das Bett nieder, wo er sofort fest einschlief.

Es schlug Mitternacht, als der Bischof aus dem Garten in sein Schlafzimmer zurückkehrte.

Einige Minuten später schlief alles in dem Haus.

## VI.

### Jean Valjean

Um die Mitte der Nacht erwachte Jean Valjean. —

Jean Valjean entstammte einer Bauernfamilie der Provinz La Brie. In seiner Kindheit hatte er nicht lesen gelernt. Als er das Mannesalter erreicht hatte, war er Baumputzer in Faveroles. Seine Mutter hieß Jeanne Mathieu, sein Vater Jean Valjean oder Vlajean.

Jean Valjean war, wie dies den an Liebe reichen Naturen eigen ist, von nachdenklicher Gemütsart, ohne jedoch melancholisch zu sein, im Großen und Ganzen aber doch etwas schläfrig und matt. Im ersten Kindesalter verlor er schon seine Eltern. Seine Mutter starb an einem vernachlässigten Milchfieber, sein Vater, der gleichfalls Baumputzer war, an den Folgen eines Sturzes. Es blieb ihm nur noch eine Schwester, die älter war als er, eine Witwe mit sieben Kindern. Diese Schwester hatte Jean Valjean erzogen und ihn, solange sie einen Mann hat-

te, ernährt. Aber der Mann starb, als das älteste von den Kindern erst acht und das jüngste ein Jahr alt war. Nun vertrat Jean Valjean, der sein fünfundzwanzigstes Jahr erreicht hatte – die Stelle des Vaters und ernährte seine Schwester. Dies betrachtete er als eine selbstverständliche Pflicht und wurde sogar ärgerlich, wenn man ihm wegen seiner Gutmütigkeit Lob spendete. So brachte er seine Jugend in schwerer, schlecht bezahlter Arbeit hin. Mit einer »guten Freundin« war er nie gesehen worden. Er hatte keine Zeit, an die Frauen zu denken.

Des Abends kam er mit zerschlagenen Gliedern nach Hause und aß, ohne ein Wort zu sprechen, seine Suppe. Oft fischte ihm seine Schwester, Mutter Jeanne, das Beste aus seinem Napf vor der Nase heraus, das Stück Fleisch, den Speck, das Herz von dem Kohl, und gab es ihren Kindern, und er aß dabei ruhig weiter, vornübergeneigt, den Kopf fast im Napf, um den seine langen Haare herumhingen, und schien nichts zu sehen. In Faverolle wohnte unweit von Valjeans Hütte eine Bäuerin, Marie-Claude genannt. Zu dieser Frau kamen bisweilen die ewig hungrigen Valjean'schen Kinder und holten, angeblich im Namen ihrer Mutter, eine Pinte Milch auf Borg, um die sie sich dann hinter irgendeiner Hecke oder in einem anderen Versteck balgten, wobei sie sich die Schürzen tüchtig begossen. Hätte die Mutter Wind bekommen von diesen Spitzbübereien, so hätten die Missetäter erbarmungslose Hiebe gesehen. Aber der sonst so barsche und brummige Jean Valjean pflegte hinter dem Rücken der Mutter die Milch der Madame Marie-Claude zu bezahlen, und die Kinder entgingen der Züchtigung.

Er verdiente als Baumputzer achtzehn Sous den Tag, nachher verdingte er sich als Schnitter, als Handlanger, Hirt, Hausknecht. Er quälte sich redlich, und seine Schwester arbeitete ihrerseits auch nach Kräften, aber sieben Kinder sind nicht leicht durchzubringen. Allmählich umklammerte das Elend die bejammernswerteste Familie immer fester. Da geschah es einst, dass ein strenger Winter das Land heimsuchte und Jean keine Beschäftigung fand. Die Familie hatte kein Brot, buchstäblich kein Brot. Dabei sieben Kinder!

An einem Sonntagabend schickte sich Maubert Isabeau, der Bäcker an dem Kirchenplatz in Faverolles, eben an, sich zur Ruhe zu begeben, als er ein starkes Geräusch vernahm, das von dem vergitterten Schaufenster seines Ladens herkam. Er kam noch zu rechter Zeit, um einen Arm zu sehen, der

durch die soeben zertrümmerte Vergitterung und die Glasscheibe in den Laden langte und ein Brot herausholte. Isabeau stürzte eilig hinaus, hinter dem Dieb her, der spornstreichs davonrannte, und holte ihn ein. Das Brot hatte der Mann weggeworfen, aber sein Arm war noch ganz blutig. Es war Jean Valjean.

Dies trug sich im Jahr 1795 zu. Jean Valjean wurde wegen nächtlichen Diebstahls mit Einbruch in bewohntem Haus vor Gericht gestellt. Er besaß ein Gewehr, das er trefflich zu gebrauchen verstand, denn er wilderte gern, was ihm jetzt großen Nachteil brachte. Gegen Wilddiebe besteht ein berechtigtes Vorurteil. Der Wilddieb ist, ebenso wie der Schmuggler, sehr nahe mit dem Räuber verwandt. Indessen trennt diese Leute noch eine weite Kluft von dem abscheulichen Mörder in den Städten. Der Wilddieb lebt im Wald, der Schmuggler im Gebirge oder auf dem Meer. In den Städten kann der Mensch infolge der Sittenverderbnis blutdürstig werden; im Gebirge, auf dem Meer, im Wald wohl scheu und verschlossen, jedoch ohne stets alle Menschlichkeit abzustreifen.

Jean Valjean wurde für schuldig erklärt. Der Wortlaut des Strafgesetzbuchs ließ keine mildernde Deutung zu. Unsere Zivilisation hat furchtbare Strafen, diejenigen insbesondere, wo kraft eines Richterspruchs eine menschliche Existenz Schiffbruch erleidet. Trauervoller Augenblick, wo die Gesellschaft sich abwendet und die nicht wiedergutzumachende Verstoßung eines denkenden Wesens vollzieht! Jean Valjean ward zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

Am 22. April 1796 wurde in Paris der Sieg ausgerufen, den bei Montenotte der Obergeneral der in Italien kämpfenden Armee davongetragen, jener General, den die Botschaft des Direktoriums an den Rat der Fünfhundert Buona-Parte nennt; an demselben Tage wurde im Gefängnis Bicêtre eine große Kette Galeerensträflinge gebildet, in die auch Jean Valjean eingefügt wurde. Ein ehemaliger, jetzt neunzigjähriger Schließer entsinnt sich noch sehr gut jenes Unglücklichen, der in der Nordecke des Hofes angeschmiedet wurde. Er saß, wie alle anderen, auf der Erde. Er schien nicht zu begreifen, was mit ihm vorging; nur dessen wurde er inne, dass es etwas Schreckliches war. Vielleicht hob sich auch von all den unklaren Gedanken, die in seinem armen, unwissenden Hirn herumwirbelten, derjenige etwas deutlicher ab, dass die ihm angetane Grausamkeit alles Maß überschreite. Während ihm

hinter dem Kopf mit kräftigen Hammerschlägen der Bolzen seines Halseisens eingetrieben wurde, weinte er, weinte so heftig, dass es seine Worte erstickte, und nur von Zeit zu Zeit stieß er hervor: »Ich war Baumputzer in Faverolles.« Dann hob er, während er weiterschlichzte, die rechte Hand in die Höhe und senkte sie, jedes Mal etwas tiefer als vorher, als wenn er sie nacheinander auf sieben Kinder verschiedener Größe legen wollte, und aus diesen Handbewegungen schloss man, dass er nur gefehlt hatte, weil er für sieben Kinderchen Nahrung und Kleidung hatte beschaffen wollen.

Er wurde nach Toulon geschickt, wo er nach einer sieben- undzwanzigtägigen Reise, die Kette am Hals, auf einem Karren eintraf. Hier wurde er in die rote Jacke gesteckt und sein ganzes Leben, einschließlich seines Namens, ausgelöscht: Er war nicht mehr Jean Valjean, sondern Nummer 24 601. Was wurde aus der Schwester und den sieben Kindern? Wer fragt nach so etwas? Was wird aus den paar Blättern des Baumes, den die Säge von seiner Wurzel getrennt hat?

Es ist immer dieselbe Geschichte, die armen Wesen, ihres Ernährers und Führers beraubt, gingen verloren auf dem Weg, auf dem die Menschheit einherwandert. Sie verließen ihre Heimat. Die Kirche, in der sie gebetet, das Feld, auf dem sie gespielt, vergaß sie; Jean Valjean selber vergaß sie nach einigen Jahren. Die Wunde in seinem Herzen vernarbte einfach. Kaum dass er während seiner ganzen Sträflingszeit ein einziges Mal von seiner Schwester Nachricht bekam. Dies geschah, wenn ich nicht irre, zu Ende des vierten Jahres seiner Gefangenschaft. Auf welchem Weg diese Botschaft zu ihm gelangte, weiß ich nicht mehr. Irgendjemand, der sie beide gekannt hatte, war seiner Schwester begegnet. Sie wohnte in Paris, in einer armseligen Straße bei der Kirche Saint-Sulpice, in der Rue du Geindre. Sie hatte nur noch das jüngste Kind, einen Knaben, bei sich. Wo die anderen waren, wusste sie wohl selber nicht. Alle Morgen ging sie in eine Druckerei in der Rue Sabot, wo sie als Falzerin und Hefterin beschäftigt war. Sie musste um sechs Uhr morgens da sein, noch ehe im Winter der Tag anbricht. In demselben Gebäude war eine Schule, wo sie jeden Tag ihren siebenjährigen Jungen hinbrachte. Da sie aber um sechs Uhr in die Druckerei musste und die Schule erst um sieben geöffnet wurde, wartete das Kind auf dem Hof eine Stunde lang im Finstern und in der Kälte. In die Druckerei wollte man ihn nicht hereinlassen, weil er im Weg sei. Die Arbeiter sahen des

Morgens das arme kleine Wesen, wie es, kaum fähig, die Augen offen zu halten vor Müdigkeit, auf dem Pflaster saß oder über seinen Korb gebeugt in einer Ecke schlief. Wenn es regnete, erbarmte sich seiner die alte Portierfrau und ließ es herein in ihre armselige Wohnung, wo nur ein schlechtes Bett, ein Spinnrad und zwei Stühle standen. Da schlummerte das Kind in einer Ecke, dicht an die Katze geschmiegt, um nicht so zu frieren. Um sieben Uhr wurde die Schule aufgemacht, und der Kleine konnte hinein. Dies war es, was man Jean Valjean erzählte. Es war der einzige Blick, den er aus seinem Gefängnis auf das Schicksal seiner Lieben werfen durfte; dann hörte er nie wieder von ihnen sprechen.

Gegen Ende des vierten Jahres wurde Jean Valjean die Gelegenheit geboten, zu entspringen. Seine Kameraden halfen ihm, wie dies an einem solchen Ort des Elends gewöhnlich ist. Er entkam und irrte zwei Tage lang frei umher – vorausgesetzt, dass man es Freiheit nennt, wenn einer wie ein wildes Tier gehetzt wird, jeden Augenblick sich angstvoll umwendet, beim geringsten Geräusch zusammenschrickt, sich vor allem Möglichen fürchtet, vor einem rauchenden Schornstein, einem Menschen, der vorbeigeht, einem bellenden Hund, einem galoppierenden Pferd, vor dem Stundenschlag der Kirchturmuhre, vor dem Tageslicht, weil er dabei gesehen werden kann, vor der Nacht, weil er dann nichts sieht, vor den Chausseen, den Wegen, den Gebüschchen, vor dem Schlaf. Am Abend des zweiten Tages wurde Jean Valjean wieder eingefangen, nachdem er die sechsunddreißig Stunden hindurch weder gegessen noch geschlafen hatte. Das Seetribunal verurteilte ihn wegen dieses Vergehens zu einer Verlängerung seiner Strafzeit um drei Jahre, sodass er im Ganzen acht Jahre zu verbüßen hatte. Im sechsten Jahr kam die Reihe, zu entspringen, abermals an ihn. Er machte wieder einen Versuch, gelangte aber nicht einmal ins Freie. Er hatte beim Namensruf gefehlt. Es wurde der übliche Signalschuss abgefeuert, und in der Nacht fand ihn die Runde unter dem Kiel eines im Bau begriffenen Schiffs und nahm ihn trotz seines heftigen Widerstands fest. Also Flucht und Widersetzlichkeit. Dieser von dem Strafgesetzbuch vorgesehene Fall wurde mit fünf Jahren bestraft. Machte dreizehn Jahre. Im zehnten Jahr kam er wieder an die Reihe, benutzte auch die Gelegenheit, hatte aber wieder keinen Erfolg. Drei Jahre für diesen Versuch. Summa: sechzehn Jahre. Endlich wagte er es – im dreizehnten Jahr, wenn ich nicht irre – noch ein-

mal und richtete weiter nichts aus, als dass er nach einstündiger Abwesenheit wieder dingfest gemacht wurde. Drei Jahre für die vier Stunden. Summa: neunzehn Jahre. Im Oktober 1815 wurde er aus dem Gefängnis entlassen, in das er 1796 eingesperrt worden war, weil er eine Fensterscheibe eingeschlagen und ein Brot gestohlen hatte.

Eine kurze Anmerkung. Es ist das zweite Mal, dass dem Verfasser dieses Buches bei seinen Studien über die Strafgerechtigkeit die Entwendung eines Brots als Ursache der Vernichtung einer menschlichen Existenz aufstößt. Claude Gueux hatte ein Brot gestohlen, Jean Valjean desgleichen. Laut einem statistischen Bericht ist in vier Fällen unter fünf der Diebstahl eine Folge des Hungers.

Jean Valjean hatte das Gefängnis schluchzend und Verzweiflung im Herzen betreten; als er es verließ, war er ein harter, finsterner Mann geworden.

Was war inzwischen in seiner Seele vorgegangen?

## VII.

### Wie es im Herzen eines Verzweifelten aussieht

Versuchen wir, es klarzulegen.

Die Gesellschaft muss dergleichen Dinge ihrer Beachtung würdigen, denn sie gibt ja den Anlass zu ihrer Entstehung.

Jean Valjean war, wie schon erwähnt, ohne Bildung; aber doch auch kein Dummkopf. Seinen Verstand erleuchtete ein natürliches Licht. Das Unglück, das aufhellend wirkt, verstärkte dieses schon vorhandene Licht. Die Stockschläge, die Last der Kette, die Qualen der Zellenhaft, die Überarbeitung, die Härte seiner Lagerstätte zwangen ihn, Einkehr in sein Gewissen zu halten und nachzudenken.

Er unterwarf also seinen Fall einer sorgfältigen Prüfung und lud zunächst sich selber vor das Tribunal seines Gewissens.

Als Resultat der Untersuchung ergab sich, dass er kein ungerecht bestraffter Unschuldiger war. Er gestand sich ein, dass er zu weit gegangen, dass er sich etwas Tadelnswertes hatte zuschulden kommen lassen. Man hätte ihm das Brot vielleicht nicht abgeschlagen, wenn er darum gebeten hätte. Er konnte warten, bis man es ihm aus Mitleid schenkte oder er es mit seiner Hände Arbeit verdiente. Der Einwand, dass ein Hung-

riger nicht warten könne, war auch nicht stichhaltig. Denn es ist selten, dass ein Mensch wörtlich hungers stirbt. Glücklicher- oder unglücklicherweise kann der Mensch viel aushalten, in moralischer und physischer Hinsicht, ohne zu sterben. Er hätte sich also gedulden sollen, was auch im Interesse der Kinder das Beste gewesen wäre. Es war eine Torheit, dass er, schwach, wie er als Einzelner war, gewalttätig gegen die Gesellschaft wurde und sich einbildete, der Diebstahl werde ihn aus dem Elend retten. Auf dem Weg, der zur Schande führt, konnte er doch nicht aus dem Elend herauskommen! Kurz, er sah ein, dass er nicht recht getan hatte.

Nun warf er die Frage auf, ob er *allein* schuld an seinem Unglück sei. Ob das nicht eine bedenkliche Sache war, dass es ihm, einem Arbeiter, an Arbeit, ihm, einem fleißigen Menschen, an Brot gefehlt habe. Ob ferner, nachdem das Vergehen begangen und eingestanden war, die Strafe nicht übertrieben hart ausfiel. Ob das Gesetz nicht zu weit gegangen, in der Bestrafung wie er in seiner Verschuldung. Ob nicht auf der einen Waagschale, derjenigen, auf der die Sühne lag, ein Übergewicht vorhanden war. Ob nicht die übermäßige Härte der Strafe das Vergehen aufhob und nicht das Verhältnis umkehrte, sodass jetzt die richtende Gewalt die Stelle des Verbrechens einnahm, der Verurteilte und Schuldige sich als derjenige Teil erwies, dem Unrecht widerfahren war, als Gläubiger, nicht mehr als Schuldner. Ob die Strafe, samt ihren, wegen der Fluchtversuche auferlegten Verschärfungen, sich nicht schließlich zu einer Art Attentat des Stärkeren gegen den Schwächeren, zu einem Verbrechen der Gesellschaft gegen ein Individuum zuspitzte, zu einem Verbrechen, das sich täglich wiederholte, das neunzehn Jahre lang begangen wurde.

Er fragte sich auch, ob die Gesamtheit das Recht habe, die Folgen der unvernünftigen staatlichen Einrichtungen und der unerbittlichen Härten des Gesetzes dem Einzelnen aufzubürden und einen armen Teufel in die Enge zu treiben zwischen einem Zuwenig und einem Zuviel, zu wenig Arbeit und zu viel Strafe.

Ob es nicht eine Ungeheuerlichkeit sei, dass die Gesellschaft gerade die vom Zufall am wenigsten Begünstigten so behandle, also gerade diejenigen, die am meisten der Schonung bedürften.

Nachdem er diese Fragen gestellt und gelöst, sprach er das Urteil über die Gesellschaft.

Es lautete, dass sie seines Hasses schuldig sei.

Er machte sie für sein unglückliches Los verantwortlich und sagte sich, er werde vielleicht sich nicht bedenken, eines Tages Rechenschaft von ihr zu verlangen. Er erklärte in seinem Innern, es bestehe kein Gleichgewicht zwischen dem Schaden, den er verursacht, und demjenigen, den man ihm zugefügt hatte. Er zog endlich das Fazit, dass seine Bestrafung zwar keine Ungerechtigkeit, wohl aber eine Unbilligkeit war.

Der Groll kann töricht und abgeschmackt sein, wer erzürnt ist, hat dazu nicht immer einen zulänglichen Grund; aber entrüstet ist man nur, wenn man in irgendeinem Punkt recht hat. Jean Valjean empfand Entrüstung.

Überhaupt hatte ihm die Gesellschaft nur Böses zugefügt. Wenn sie ihm ihr Antlitz zukehrte, geschah es nur, um Zorn zu bekunden, auf ihn loszuschlagen, was sie »Gerechtigkeit« nannte. Die Menschen hatten sich um ihn nur bekümmert, um ihn zu martern. Bei jeder Berührung mit ihnen fiel ein Schlag auf ihn. Seit seiner Kindheit, seitdem er seine Mutter verloren, seitdem er von seiner Schwester getrennt war, nie war ihm ein freundliches Wort, nie ein wohlwollender Blick gesendet worden. Die endlosen Qualen befestigten in ihm schließlich die Überzeugung, das Leben sei ein Kampf, in dem er den Kürzeren gezogen habe. Er hatte keine andere Waffe als seinen Hass. Diese beschloss er im Gefängnis möglichst scharf zu machen und sie mitzunehmen, wenn er in die Welt hinausgehen würde.

In Toulon gab es eine von den Ignorantinern gehaltene Schule, wo die Sträflinge, die sich freiwillig dazu meldeten, das Notwendigste gelehrt wurde. Jean Valjean nahm an diesem Unterricht teil und lernte im Alter von vierzig Jahren lesen, schreiben und rechnen. Er hatte die Empfindung, dass eine Stärkung seines Verstands auch seinen Hass stärken würde. Bildung und Klugheit eignen sich nicht bloß zur Förderung des Guten, sondern machen auch das Böse mächtiger.

Leider richtete Jean Valjean nicht nur die Gesellschaft, die schuld an seinem Unglück war; er richtete und verurteilte auch die Vorsehung, die die Gesellschaft geschaffen.

Auf diese Weise schritt er während seiner neunzehnjährigen Qual und Sklaverei auf dem Weg der Erkenntnis sowohl vorwärts als auch rückwärts. Auf der einen Seite drang Licht, auf der anderen Finsternis in seine Seele.

Jean Valjean, haben wir gesagt, war von Natur nicht schlecht. Als er ins Gefängnis kam, war er noch gut. Er verurteilte hier die Gesellschaft und fühlte, dass er böseartig, er verurteilte die Vorsehung und fühlte, dass er gottlos wurde.

An dieser Stelle ist es schwer, einige Fragen, die sich mit Gewalt vordrängen, zurückzuweisen.

Ändert sich die menschliche Natur so vollständig und von Grund auf? Kann der Mensch, ein Geschöpf Gottes, das von Natur gut ist, durch Menschen in ein schlechtes Wesen umgewandelt werden? Kann die Seele durch die Ungunst des Schicksals ganz und gar umgemodelt werden? Kann das Herz eine Missbildung erleiden und unter dem Druck eines übermäßigen Unglücks unheilbar verunstaltet werden, wie das Rückgrat unter einem zu niedrigen Gewölbe? Glimmt nicht in jeder Menschenseele, glimmte nicht in Jean Valjeans Seele ein Funke, ein unzerstörbarer Bestandteil göttlichen Ursprungs, den das Gute beleben, zu strahlendem Glanz anfachen, das Böse aber nie vollständig auslöschen kann?

Die letzte dieser gewichtigen und schwierigen Fragen hätte wohl jeder Physiologe negativ beantwortet, und ohne sich zu bedenken, hätte er zu Toulon in den Ruhestunden, wenn Jean Valjean sich in seine Gedanken vertiefte, ihn gesehen, diesen trübseligen, ernsten, schweigsamen Galeerensklaven, diesen Paria der Gesetze, der auf die Menschen mit Zorn sah, diesen von der Zivilisation Verstoßenen, der zum Himmel mit Unwillen emporblickte.

Sicherlich – wir können es uns nicht verhehlen – würde ein beobachtender Physiologe dieses Übel für unheilbar erklärt haben; er hätte vielleicht diesen Kranken, der sein Leiden dem Gesetz verdankte, beklagt, aber eine Kur hätte er nicht versucht; er würde seinen Blick von den Abgründen abgewandt, die ihm aus dieser Seele entgegengähnten, und wie Dante am Tor der Hölle für dieses Dasein das Wort »Hoffnung« ausgestrichen haben, das doch Gottes Finger auf die Stirn jedes Menschen geschrieben hat.

War sich Jean Valjean über seinen Seelenzustand so vollkommen klar wie unsere Leser, wenn es uns gelungen ist, ihn richtig zu schildern? Erkannte er deutlich nach ihrer Entstehung alle die Stücke, welche die Bestandteile seines sittlichen Elends bildeten? Hatte sich dieser rohe und unwissende Mensch klare Rechenschaft darüber gegeben, vermöge welcher Reihenfolge von Ideen er zu den öden, trostlosen Anschauungen gelangt

war, die seinen geistigen Horizont einengten? War er sich dessen bewusst, was alles in ihm vorgegangen war und sich gegenwärtig in ihm regte? Diese Fragen wagen wir nicht zu beantworten; ja, wir glauben, dass es nicht der Fall war. Es steckte zu viel Unwissenheit in Jean Valjean, als dass, selbst nach so viel Leiden, keine Unklarheit in ihm zurückgeblieben wäre. Zeitweise wusste er nicht einmal genau, was er eigentlich empfand. Jean Valjeans Geist war in Finsternis gehüllt, und diese Finsternis verschleierte ihm sein Unglück sowohl wie seinen Hass: Er hasste sozusagen blindlings drauflos. Er lebte und webte in diesem Dunkel, in dem er wie ein Blinder und Träumer umhertappte. Von Zeit zu Zeit nur, wenn urplötzlich in seinem Innern der Zorn wild aufwallte oder von außen ein neues Unglück über ihn hereinbrach, flammte in seiner Seele ein Licht auf und zeigte ihm all die Schrecknisse des schaurigen Wegs, auf dem er vom Schicksal verdammt war durch dieses Erdenleben zu wandern.

War das Licht erloschen, so umgab ihn wieder finstere Nacht, und er wusste nicht mehr, wo er war.

Eine Besonderheit der erbarmungslosen, also vertierenden Strafen besteht darin, dass sie den Menschen dumpf und stumpf machen, ihn verdummen und verwildern, ja bisweilen in ein reißendes Tier verwandeln. Dass in der Tat eine solche Veränderung einer Menschenseele dem Gesetz auf Rechnung zu setzen ist, beweisen zur Genüge Jean Valjeans wiederholte und hartnäckige Fluchtversuche. Er hätte dieselben, so hoffnungslos und unsinnig sie auch waren, immer wieder erneuert, sooft sich eine Gelegenheit bot, ohne einen Augenblick an die Folgen und die vorigen schlechten Erfahrungen zu denken. Er riss so ungestüm aus wie der Wolf, der seinen Käfig offen findet. Der Instinkt rief ihm zu: »Lauf weg!« Die Vernunft hätte geboten: »Bleib hier!« Aber einer starken Versuchung gegenüber schwieg die Überlegung, und es blieb nur der tierische Instinkt übrig. War der Flüchtling dann wieder eingefangen, so hatten die neuen Strafen nur zur Folge, dass sie seinen Sinn noch mehr verwirrten und verstörten.

Noch müssen wir erwähnen, dass ihm an Körperkraft kein einziger seiner Leidensgefährten nahekam. Galt es, ein Tau zu spinnen, eine Winde zu drehen, so leistete Jean Valjean so viel wie vier Mann zusammengenommen. Er konnte ungeheure Lasten heben und auf dem Rücken tragen und ersetzte gelegentlich eine Wagenwinde. Eines Tages, als der Balkon des

Rathauses zu Toulon repariert wurde, gab eine der wunderbar schönen Karyatiden von Puget, die jenen Balkon tragen, nach und drohte herunterzufallen. Da trat Jean Valjean, der gerade zugegen war, heran und hielt die Karyatide mit seinen Schultern fest, bis die Arbeiter kamen.

Seine körperliche Gewandtheit übertraf noch seine Kraft. Manche Zuchthäusler, die unausgesetzt auf Flucht sinnen, bilden die Verbindung von Kraft und Geschicklichkeit zu einer wahren Wissenschaft aus. Tagtäglich wird eine geheimnisreiche Statik von den Gefangenen ausgeübt, die ewig mit Neid an den Flug der Fliegen und der Vögel denken. An einer senkrechten Fläche emporzuklimmen, Stützpunkte zu finden, wo ein anderer kaum eine Unebenheit sieht, war für Jean Valjean ein Spiel. Er brachte es fertig, in einer Ecke, indem er seine Rücken- und Kniemuskeln spannte, Ellbogen und Hacken in die schwachen Vertiefungen des Steins stemmte, sich bis zu dem dritten Stock eines Gebäudes hinaufzuziehen. Manchmal hatte er so das Dach des Gefängnisses erreicht.

Er sprach wenig und lachte noch seltener. Es bedurfte einer besonderen Erregung, um ihn zum Lachen zu bringen. Dann war es, als höre man den Widerhall eines grausigen Dämonengelächters. Für gewöhnlich sah er aus, wie wenn er eine schreckliche Erscheinung betrachte.

Dies war auch im Grunde genommen der Fall.

Neben den krankhaften Einbildungen, die ihm sein unausgebildeter und gängstiger Verstand vorspiegelte, drängte sich ihm die Vorstellung auf, dass etwas Ungeheuerliches auf ihm laste. In dem geistigen Halbdunkel, in dem er umherkroch, sah er jedes Mal, wenn er den Hals umwandte und den Blick emporrichtete, mit Wut und Schrecken Gesetze, Vorurteile, Menschen und Tatsachen zu einem unendlich hohen, grausig steilen Berge aufgeschichtet, dessen Umrisse sich seinem Blick entzogen, dessen Umfang ihn entsetzte und der nichts anderes war, als was wir die Zivilisation nennen. In diesem formlosen Wirrwarr unterschied er, bald in der Nähe, bald in der Ferne und auf unnahbaren Höhen, irgendeine lebhaft beleuchtete Gruppe oder Einzelercheinung, wie den Profos mit seinem Stock, den Gendarmen mit seinem Säbel, den Erzbischof mit der Mitra und ganz oben, von grellem Licht übergossen, den Kaiser mit der Krone auf dem Haupt. Ihn dünkte, diese fernen Glanzgestalten machten die Nacht um ihn, statt sie zu erhellen, noch grausiger und dunkler. All dies,

Gesetze, Vorurteile, Tatsachen, Menschen, Institutionen, bewegte sich über ihm hin und her nach jenen verwickelten und geheimnisvollen Gesetzen, die Gott der Zivilisation vorgeschrieben hat, schritt über ihn hinweg und erdrückte ihn, ruhevoll und gemütlich bei all seiner Grausamkeit und herzlosen Gleichgültigkeit.

Was für Betrachtungen mochte wohl Jean Valjean anstellen, wenn er über sein Verhältnis zur Welt nachdachte? Doch wohl Betrachtungen ähnlicher Natur wie die eines Getreidekorns zwischen zwei Mühlsteinen, wenn ein Getreidekorn denken könnte.

Das Durcheinander von Spuk und Wirklichkeit hatte schließlich seinen Geist in einen absonderlichen Zustand versetzt.

Von Zeit zu Zeit hielt er plötzlich mitten in der Arbeit inne und fing an zu grübeln. Seine Vernunft, die im Laufe der Zeit zugleich reifer geworden war und an Klarheit verloren hatte, empörte sich. Alles, was ihm widerfahren war, kam ihm sinnlos, was ihn umgab, unmöglich vor. Er dachte bei sich: »Es ist ein Traum.« Er sah dicht in seiner Nähe den Profos und hielt ihn für ein Phantom, aber plötzlich erhielt er einen Stockschlag von dem Phantom.

Die sichtbare Natur existierte kaum für ihn. Man könnte beinah behaupten, dass es für Jean Valjean keinen Sonnenschein, keine schönen Sommertage, keine kühle Morgenröte gab. Seine Seele befand sich sozusagen in einer Art Kellerdämmerung.

Um schließlich das Gesagte, soweit dies angeht, kurz zusammenzufassen, konstatieren wir, dass Jean Valjean, ein harmloser Baumputzer in Faverolles, ein gefährlicher Zuchthäusler in Toulon, dank dem neunzehnjährigen Aufenthalt im Gefängnis jetzt instande war, zweierlei Arten von Schlechtigkeiten zu begehen. Erstens eine rasch beschlossene, unüberlegte, instinktiv schlechte Handlung, eine Art Rache für erduldetes Leid; zweitens eine vorbedachte, aus den falschen Begriffen des Unglücks abgeleitete. Seine Entschlüsse durchliefen nacheinander die drei Stadien, die nur gewisse Naturen durchmachen: Überlegung, Wille, Eigensinn. Seine Beweggründe waren gewohnheitsmäßige Entrüstung, Verbitterung, Auflehnung gegen die ganze Menschheit, auch gegen die Guten, Schuldlosen und Gerechten – wenn es solche gibt. Der Ausgangs- und Anfangspunkt aller seiner Gedanken war der Hass gegen das von Menschen gemachte Gesetz; dieser

Hass artet, wenn er nicht durch irgendein von der Vorsehung gewolltes Ereignis in seiner Entwicklung gehemmt wird, in Hass gegen die Menschheit überhaupt, dann gegen die Tiere aus und tut sich kund durch ein instinktives, unaufhörliches, bestialisches Verlangen, irgendeinem lebenden Wesen zu schaden. Also bezeichnete Jean Valjeans Pass ihn nicht ohne Grund als einen sehr gefährlichen Menschen.

Von Jahr zu Jahr war sein Herz langsam, aber mit Notwendigkeit, allmählich vertrocknet und ebenso seine Augen. Als er das Gefängnis verließ, war es neunzehn Jahre her, dass er eine Träne geweint hatte.

## VIII.

### Ein Mann über Bord!

Ein Mann über Bord!

Wer kehrt sich daran? Das Schiff bleibt nicht stehen. Der Wind treibt es weiter, und es muss seinen Weg fortsetzen. Es fährt vorbei.

Der Mann verschwindet in den Wellen und taucht wieder empor. Er ruft, streckt die Arme aus, niemand hört ihn. Matrosen und Passagiere denken nur an den Sturm, der das Schiff erbarmungslos schüttelt. Keiner sieht den Verlorenen, sein unglückliches Haupt ist nur ein Punkt in der unendlichen Wasserwüste.

Wie grauenvoll ist für ihn der Anblick jenes Segels, das vor ihm flieht! Er stiert ihm nach mit der ganzen Kraft seiner Augen. Aber wehe! Es wird kleiner, immer kleiner. Eben noch war er mit den anderen Matrosen auf dem Deck und hatte teil am Leben und am Licht. Und jetzt! Er glitt bloß aus, er fiel, und nun ist es vorbei mit ihm.

Jetzt ist er ein Spielball der Fluten. Sie weichen und gleiten unter ihm dahin, steigen empor und umtosen ihn, spritzen ihre Gischt auf ihn, wirbeln ihn herum, tauchen ihn unter und zeigen ihm die Finsternisse der Tiefe, umstricken seine Füße mit unentwirrbaren, unbekanntem Gewächsen, dringen durch alle Poren, durch Mund und Nase in ihn hinein und wetteifern, ihn zu verhöhnen, zu verderben.

Wohl wehrt er sich gegen ihren Hass. Er bietet alle seine schwachen Kräfte auf, die unerschöpflichen Naturgewalten zu bekämpfen. Er schwimmt.

Wo ist denn das Schiff? Dahinten, kaum noch sichtbar im fahlen Dämmerlicht des Horizonts.

Der Sturm rast weiter, die Fluten dringen stärker auf ihn ein. Er richtet die Augen empor und sieht nur noch die fahlen Wolken.

Es fliegen wohl Vögel über dem unendlichen Wasserschwall, wie die Engel einerschweben über all der Not des Erdendaseins; aber was können sie tun, ihm zu helfen? Das fliegt, steigt und zwitschert, und er, er stöhnt und seufzt.

Jetzt bricht die Nacht herein. Stundenlang schwimmt er schon; seine Kräfte gehen zu Ende. Das Schiff, das Ding, in dem Menschen waren, ist verschwunden. Er ist allein in der grauenvollen, dämmrigen Öde. Er sinkt. Er hebt sich, windet und krümmt sich. Er fühlt unsichtbare Mächte, die ihn hinabreißen wollen, und ruft.

Menschen sind nicht da. Wo ist Gott?

Er ruft. Um ihn und über ihm ist nur der Raum, das Wasser, Algen, Klippen, der Himmel; aber die sind alle taub und stumm.

Da packt ihn die Verzweiflung. Des unnützen Kampfes müde, entschließt er sich, zu sterben, und versinkt in die Tiefe der Vernichtung.

Diesem Mann, der hilflos auf dem Meer untergeht, gleicht auch der Unglückliche, den das erbarmungslose Gesetz zu geistiger und moralischer Vernichtung verdammt.

Auch die Seele, die, von der Gesellschaft über Bord geworfen, sich selbst überlassen bleibt, kann ihr Leben verlieren, und wer wird sie wiedererwecken?

## IX.

### Neue Misshandlungen

Als Jean Valjean das Zuchthaus verlassen durfte, als er die sonderbaren Worte vernahm: »Du bist frei!«, durchbebte ihn ein unsägliches Wonnegefühl, und ihm war, als dringe endlich ein Strahl belebendes Licht tief in ihn hinein. Aber es währte nicht lange, so verblasste der Schein. Der Gedanke an die Freiheit hatte ihn entzückt, er hatte gewähnt, nun beginne für ihn ein neues Leben. Bald aber merkte er, was für eine Freiheit das ist, die einen gelben Pass mitbekommt.

Die neuen Erfahrungen begannen schon im Zuchthaus selber. Nach seiner Berechnung musste sich sein ersparter Ver-

dienst auf hundertundeinundsiebzig Francs belaufen. Freilich hatte er die Sonn- und Festtage abzuziehen vergessen, was einen Abzug von ungefähr vierundzwanzig Francs bedeutete. Wie dem aber auch sei, es wurden ihm noch andere Abzüge gemacht, so viel, dass er schließlich nur hundertundneun Francs fünfzehn Sous ausgezahlt bekam.

Er hatte diese Berechnung nicht verstanden und meinte, ihm sei unrecht geschehen, oder um es ohne Umschweife zu sagen, er sei geprellt worden.

An dem Tag, nachdem er in Freiheit gesetzt worden war, sah er in Grasse vor einer Destillation Leute, die Warenballen abladen. Er bot seine Dienste an, und da die Arbeit drängte, wurde er ohne Weiteres engagiert. Er griff tapfer zu, und sein Arbeitgeber schien mit ihm zufrieden zu sein. Da kam ein Gendarm des Wegs, sah ihn und fragte nach seinen Papieren. Er musste also seinen gelben Pass hervorholen. Dann machte er sich wieder an die Arbeit. Kurz zuvor hatte er einen von den Arbeitern gefragt, wie viel sie bei dieser Beschäftigung pro Tag verdienten. »Dreißig Sous«, lautete der Bescheid. Am Abend meldete er sich, da er genötigt war, am nächsten Morgen in aller Frühe weiterzumarschieren, bei seinem Arbeitgeber und bat um Bezahlung. Dieser sprach kein Wort und gab ihm nur fünfzehn Sous. Er protestierte, erhielt aber die Antwort: »Für so einen wie dich ist's genug.« Er wollte sich sein Recht nicht nehmen lassen. Da sah ihn der Destillateur scharf an und sagte: »Möchtest du vielleicht wieder ins Zuchthaus zurück?«

Auch hier konnte er sich als geprellt betrachten.

Hatte ihn der Staat, die Gesellschaft im Großen betrogen, so wurde er jetzt im Kleinen benachteiligt.

Die Entlassung bedeutete noch nicht die Freiheit. Kommt man aus dem Zuchthaus heraus, so hat man damit noch nicht die Verurteilung abgeschüttelt.

So war es ihm in Grasse ergangen. Weiter oben haben wir gesehen, wie er in Digne aufgenommen worden war.

## X.

### Das Erwachen

Also als die Domuhr zwei schlug, erwachte Jean. Er erwachte, weil das Bett zu gut war. Nahe an zwanzig Jahre waren dahingegangen, seitdem er in einem Bett geschlafen, und obschon er

sich nicht ausgekleidet hatte, war die Empfindung doch zu neu, als dass sie nicht seinen Schlaf hätte stören sollen.

Er hatte etwas über vier Stunden geschlummert. Seine Müdigkeit war vergangen. Es lag nicht in seiner Art, viel Zeit mit Schlafen hinzubringen.

Er machte die Augen auf und ließ seine Blicke im Dunkeln um sich herumschweifen, dann schloss er sie, um wieder einzuschlafen.

Wenn den Tag über vielerlei Gedanken und Gefühle den Geist bestürmt haben, kann man am Abend wohl einschlafen; erwacht man aber, so ist dies nicht mehr möglich. Das erste Mal kommt der Schlaf leichter als das zweite Mal. Diese Erfahrung machte jetzt auch Jean Valjean. Er konnte nicht wieder einschlafen und fing an nachzudenken.

Er befand sich in einer Gemütsverfassung, wo man nur verworrener Gedanken fähig ist. In seinem Hirn schwirrte alles hin und her und durcheinander; Altes und Neues nahm die mannigfaltigsten Gestalten und Proportionen an und verschwand dann wieder ebenso rasch. Aber unter den vielen Gedanken, die seinen aufgeregten Geist beschäftigten, war einer, der sich beständig in den Vordergrund drängte und alle anderen verscheuchte. Es war dies, um es sogleich zu sagen, die Erinnerung an die sechs silbernen Bestecke und den großen silbernen Löffel, die Madame Magloire auf den Tisch gebracht hatte.

Dieses Silbergeschirr ließ ihm keine Ruhe. Es war da. In seiner nächsten Nähe. In dem Augenblick, als er durch das Zimmer nebenan hindurchgekommen, hatte es die alte Magd in den Wandschrank, neben dem Kopfende des Betts, gelegt. Diesen Schrank hatte er sich gut gemerkt. Rechts, vom Speisezimmer aus. Massives Silber. Und altes Silber. Man würde mindestens zweihundert Francs dafür kriegen.

Eine ganze Stunde sann er so hin und her, denn er gab sich einige Mühe, des bösen Gedankens Herr zu werden. Als es drei Uhr schlug, öffnete er die Augen wieder, richtete sich auf, tastete nach seinem Tornister, den er in eine Ecke des Alkovens gestellt hatte, und blieb dann auf dem Bett sitzen.

In dieser Haltung verhartete er einige Zeit, und wer ihn gesehen hätte in diesem stillen Haus, wo alles schlief, der hätte sich schwerlich eines Schauders erwehren können. Plötzlich bückte er sich, zog seine Schuhe aus und stellte sie leise auf die Strohmatte, die vor dem Bett lag, richtete sich wieder empor und fuhr in seiner Grübeleien fort.

Der abscheuliche Gedanke ließ sich nicht bannen. Er kam, ging, kam wieder; daneben aber hielt ihm seine Fantasie mechanisch und mit unerklärlicher Hartnäckigkeit das Bild eines ehemaligen Leidensgefährten namens Brevet vor die Seele. Dieser Brevet hatte Hosenträger mit nur einem Tragband, und das Mäandermuster dieses Tragbands tauchte beständig vor Jean Valjeans innerem Auge auf.

So hätte er vielleicht noch bis Tagesanbruch regungslos dagesessen, wenn die Uhr nicht geschlagen hätte, ein Viertel oder halb. Ihm war, als hieße das: »Vorwärts!«

Er stand auf, zögerte noch einen Augenblick und horchte. Alles war still im Haus. Nun ging er mit kurzen Schritten gerade auf das Fenster zu. Die Nacht war nicht sehr dunkel; am Himmel schien der Vollmond, nur dass er ab und zu durch die vom Wind gejagten Wolken verdeckt wurde. Es fiel also in das Zimmer, auch wenn es draußen am dunkelsten war, noch ein dämmriges, fahles Licht, bei dem man die Gegenstände deutlich genug erkennen konnte. Am Fenster angelangt, sah Jean Valjean es genau an. Es war nicht vergittert, ging zum Garten hinaus und war, wie es dortzulande üblich ist, nur leicht verklinkt. Er öffnete es, aber da plötzlich ein kalter Luftzug in das Zimmer drang, machte er es eiligst wieder zu. Dann überschaute er aufmerksam den Garten. Eine weiße Mauer ringsherum, die ganz niedrig und leicht zu ersteigen war. Im Hintergrund, jenseits der Mauer, gleich weit voneinander abstehende Baumkronen, also war dort eine Allee oder eine mit Bäumen bepflanzte Straße.

Nach Beendigung dieser Umschau machte er eine entschlossene Bewegung, kehrte in seinen Alkoven zurück, wühlte in seinem Tornister, entnahm ihm einen Gegenstand, den er auf das Bett legte, steckte seine Schuhe in eine von seinen Taschen, schnallte den Tornister wieder zu, lud ihn sich auf den Rücken, setzte seine Mütze auf, zog den Schirm tief herab, tappte sich zu der Ecke hin, wo sein Stock stand und stellte ihn an das Fenster, kam dann wieder zu dem Bett zurück und ergriff entschlossen den Gegenstand, den er vorhin dorthin gelegt hatte. Es sah aus wie eine kurze, an dem einen Ende spießartig zugespitzte Eisenstange.

In der Dunkelheit wäre es schwer gewesen, zu erkennen, wozu dieses Eisen wohl dienen könnte. Ob es ein Hebel war? Oder eine Keule?

Beim Tageslicht hätte man gesehen, dass es ein von Bergleuten gebrauchtes Werkzeug war. Das spitze Ende war dazu bestimmt, in die Felsen gebohrt zu werden und das Gestein loszubrechen. Zu dieser Arbeit verwendete man auch die Sträflinge in Toulon.

Jean Valjean nahm dieses Eisen in die rechte Hand und schlich mit verhaltenem Atem und leisen Schritts auf die Tür zu, die in das Schlafzimmer des Bischofs führte. Sie stand halb offen. Der Bischof hatte sie nicht verschlossen.

XI.

## Was er tat

Jean Valjean horchte. Kein Geräusch.

Er stieß die Tür an.

Mit dem Ende des Fingers, leicht, so leise und ängstlich wie eine Katze.

Die Tür gab dem Druck nach und wich geräuschlos etwas zurück.

Er wartete einen Augenblick, stieß dann wieder die Tür an, diesmal dreister.

Sie gab abermals ohne Geräusch nach. Die Öffnung war jetzt so weit, dass er hindurchgekonnt hätte. Aber neben der Tür, sodass er den Eingang versperrte, stand ein kleiner Tisch.

Jean Valjean erkannte die Schwierigkeit. Die Öffnung musste durchaus erweitert werden.

Er entschloss sich kurz und stieß wieder die Tür an, kräftiger als die beiden ersten Male. Aber dieses Mal kreischte eine schlecht geölte Türangel.

Jean Valjean erschrak. Das Geräusch klang seinem Ohr so scharf und furchtbar wie die Posaune des Jüngsten Gerichts.

Im ersten Augenblick, wo der Schreck ihm alles fantastisch vergrößerte, bildete er sich beinahe ein, die Türangel sei ein belebtes Wesen geworden, das bellen würde wie ein Hund, um die Schläfer zu wecken und Hilfe herbeizurufen.

Er blieb stehen, zitternd vor Angst, und fiel auf seine Fersen zurück. Das Blut hörte er in seinen Schläfen hämmern und seinen Atem mit der Gewalt eines Sturms aus seiner Brust herauskommen. Es dünkte ihn unmöglich, dass der schreckliche Lärm nicht das ganze Haus in seinen Grundfesten erschüttert haben sollte wie ein Erdbeben. Der Alte würde auffahren, die

Frauen ein Geschrei erheben; dann musste Hilfe kommen, und in höchstens einer Viertelstunde war die Stadt in Aufruhr, die Gendarmerie auf den Beinen. Er hielt sich für verloren.

Er blieb stehen, wo er war, starr wie eine Bildsäule, regungslos.

So verstrichen einige Minuten. Die Tür war weit aufgegangen. Er wagte es endlich, einen Blick in das Zimmer zu werfen. Nichts hatte sich geregigt. Er lauschte. Alles war still im Haus. Das Geknarr der verrosteten Türangel hatte niemanden aufgeweckt.

Die erste Gefahr war vorbei, aber noch tobte ein heftiger Tumult in seinem Innern. Trotzdem ging er nicht zurück, so wenig wie im ersten Augenblick, wo er geglaubt hatte, alles sei verloren. Entschlossen wollte er ein Ende machen. Er tat einen Schritt vorwärts und befand sich in dem Zimmer.

Hier unterschied das Auge verworrene, unbestimmte Gegenstände, in denen man am Tag auf dem Tisch verstreute Papiere, offene Folianten, Bücher, einen Lehnstuhl, auf dem Kleidungsstücke lagen, einen Betstuhl erkannt hätte, die aber jetzt sich nur als dunkle Winkel und Ecken oder als weiße Flächen darstellten. Vorsichtig schritt Jean Valjean weiter, indem er es sorgfältig vermied, an die Möbel anzustoßen. Im Hintergrund ließ sich der gleichmäßige Atem des Bischofs vernehmen, der fest schlief.

Plötzlich blieb Jean Vajeau stehen. Er sah dicht vor sich das Bett. Er war dort früher angelangt, als er geglaubt hatte.

Die Natur scheint bisweilen in den Gang der menschlichen Handlungen eingreifen, in entscheidungsvollen Augenblicken uns warnen, zum Nachdenken zwingen zu wollen. So zerteilte sich, gerade als Jean Valjean vor dem Bett stehen blieb, eine große Wolke, die seit einer halben Stunde den Himmel verdunkelte, sozusagen mit Zweck und Absicht, und das Mondlicht überflutete plötzlich das blasse Gesicht des Bischofs, der friedlich schlummerte. Er trug im Bett, wegen der Kälte, die des Nachts in den Unteralpen herrscht, ein braunwollenes Hemd, dessen Ärmel bis zu den Handgelenken hinabreichten. Sein Kopf war nach oben gewandt: Die mit dem Bischofsring geschmückte Hand hing aus dem Bett heraus. Aus allen Zügen seines edlen Antlitzes leuchtete klare Heiterkeit, Hoffnung, Seelenfriede, als schäue er im Schlaf den Himmel. Und ein Himmel war es ja auch, der sich auf seinem Antlitz abspiegelte: sein Gewissen.

In dem Augenblick, wo sich das Mondlicht mit dieser inneren Klarheit paarte, war der schlafende Bischof wie von einem Glorienschein umwoben. Aber dieses Licht war ein mildes, gedämpftes, und die Umgebung, der Mond am Himmel, die schlummernde Landschaft, die Stille des Hauses standen in feierlich harmonischem Einklang mit dem majestätischen Anblick, den der hehre Greis in seinem kindlich festen Schlaf den Augen des Betrachters darbot.

Jean Valjean, der nie Ähnliches gesehen, dem eine solch friedfertige Sorglosigkeit unfassbar war, starrte unbeweglich, mit Erstaunen, auf den Schlafenden. Er war empfänglich für das Erhabene, das Schöne, und seine Haltung sowohl wie seine Mienen verrieten, dass dieses Schauspiel einen tiefen Eindruck auf sein Gemüt machte. Aber welches seine Gedanken waren, ließ sich nicht mutmaßen. Er konnte ebenso gut überlegen, ob er dem Greis den Schädel einschlagen oder ihm die Hand küssen solle.

Nach einer kurzen Weile nahm er mit der linken Hand seine Mütze ab und ließ sie ebenso langsam wieder sinken. Dann versank er wieder in die Betrachtung des unerklärlichen Schauspiels, die Mütze in der linken, die eiserne Stange in der rechten Hand.

Plötzlich stülpte er die Mütze wieder auf den Kopf, ging hastig, ohne den Bischof anzusehen, das Bett entlang, auf den Wandschrank zu und setzte das Eisen an, um das Schloss aufzubrechen. Da bemerkte er, dass der Schlüssel darin steckte, schloss den Schrank auf, nahm den Korb mit dem Silberzeug heraus, ging mit raschem Schritt und ohne Obacht zu geben, ob er auch keinen Lärm machte, auf die Tür zu, in das Betzimmer zurück, riss das Fenster auf, packte seinen Stock, schwang sich über die Brüstung, steckte das Silberzeug in seinen Tornister, warf den Korb weg, rannte durch den Garten, sprang wie ein Tiger über die Mauern und eilte davon.

## XII.

### Der Bischof bei der Arbeit

Beim Sonnenaufgang, als der Bischof in seinem Garten spazieren ging, kam Madame Magloire mit verstörtem Gesicht herbeigeeilt.

»Bischöfliche Gnaden, wissen Bischöfliche Gnaden, wo der Korb mit dem Silbergeschirr ist?«

»Ja«, sagte der Bischof.

»Gott und der Heiland sei gepriesen! Ich wusste nicht, wo er hingekommen war.«

Der Bischof hatte den Korb auf einem Beet gefunden und reichte ihn jetzt der Magd.

»Hier ist er.«

»Ja, wo ist denn aber das Silberzeug?«

»Ach, das Silbergeschirr wollen Sie haben? Ja, wo das ist, weiß ich nicht.«

»Herr des Himmels, es ist gestohlen! Der Fremde hat es gestohlen!«

Im Handumdrehen eilte die flinke Alte in das Betzimmer und den Alkoven und wieder zu ihrem Herrn zurück. Der Bischof stand gebückt und betrachtete seufzend eine Staudelöffelkraut, die unter dem Korb zerknickt worden war. Bei dem Geschrei, das Madame Magloire erhob, richtete er sich auf.

»Bischöfliche Gnaden, der Mann ist fort! Das Silber ist gestohlen.«

Zu gleicher Zeit fiel ihr Blick auf eine Ecke des Gartens, wo aus der Zinne der Mauer ein Stück abgebrochen war.

»Da, sehen Sie! Da ist er hinübergeklettert, in die Rue Cocheville! Oh, diese Schändlichkeit! Er hat uns unser Silberzeug gestohlen!«

Der Bischof verharrte eine Weile in seinem Stillschweigen; dann richtete er seine ernstesten Augen auf Madame Magloire und fragte mit sanfter Stimme:

»Gehörte denn das Silber uns?«

Madame Magloire war sprachlos. Wieder trat eine Pause ein, dann hob der Bischof wieder an:

»Madame Magloire, dieses Silberzeug habe ich zu Unrecht und viel zu lange zurückbehalten. Es gehörte den Armen. Unser Gast war doch gewiss ein Armer.«

»Du lieber Himmel! Ich sage es ja nicht meinetwegen und nicht wegen der gnädigen Mademoiselle. Uns ist es ja egal. Aber Bischöfliche Gnaden! Woraus sollen denn Bischöfliche Gnaden jetzt speisen?«

Der Bischof sah sie erstaunt an.

»Als wenn es keine zinnernen Bestecke gäbe!«

Madame Magloire zuckte die Achseln.

»Zinn riecht schlecht.«

»Dann kaufen wir eiserne.«

»Eisernes Geschirr hinterlässt einen Nachgeschmack.«

»Gut, dann nehmen wir hölzerne.«

Gleich darauf frühstückte er an demselben Tisch, an den sich am Abend zuvor Jean Valjean gesetzt hatte, und während seine Schwester schwieg und Madame Magloire brummte, bemerkte er vergnügt, es bedürfe keines Löffels und keiner Gabel, auch keiner hölzernen, um ein Stück Brot in Milch zu tauchen.

»Nein, so was!«, brummte Madame Magloire, während sie im Zimmer hantierte. »Einen solchen Menschen bei sich zu beherbergen! Und so dicht neben sich! Ein wahres Glück, dass er bloß gestohlen. Erbarmen! Wenn man bedenkt, was hätte passieren können!«

Eben wollten der Bischof und seine Schwester sich von der Tafel erheben, als an die Tür geklopft wurde.

»Herein!«, rief der Bischof.

Die Tür tat sich auf, und vier Menschen erschienen auf der Schwelle. Drei davon waren Gendarmen, die den vierten, Jean Valjean, beim Kragen gepackt hielten. Auch ein Gendarmen-Wachtmeister war zugegen. Er trat vor und salutierte militärisch vor dem Bischof.

»Eure Bischöfliche Gnaden«, begann er.

Bei diesen Worten stutzte Jean Valjean, der düster und niedergeschlagen schien:

»Eure Bischöfliche Gnaden! Dann ist es ja nicht der Pfarrer!«

»Maul gehalten!«, herrschte ihn ein Gendarm an.

Unterdessen hatte sich der Bischof erhoben und kam, so rasch es ihm sein hohes Alter gestattete, heran.

»Ah! Da sind Sie!«, sagte er zu Jean Valjean. »Das freut mich. Aber sagen Sie mal, ich hatte Ihnen die Leuchter auch geschenkt. Die sind gleichfalls von Silber und ihre zweihundert Francs wert. Warum haben Sie die nicht auch mitgenommen, so gut wie Ihre Bestecke?«

Jean Valjean riss die Augen weit auf und betrachtete den ehrwürdigen Bischof mit Empfindungen, die keine Sprache wiedergeben kann.

»Also, Bischöfliche Gnaden, ist es wahr, was der Mann zu uns gesagt hat? Wir sind ihm begegnet. Er sah aus wie einer, der was begangen hat. Da haben wir ihn angehalten und visitiert. Er hatte dieses Silbergeschirr.«

»Und er hat Ihnen gesagt«, fiel der Bischof ein, »dass ein alter Priester es ihm geschenkt hat, bei dem er übernachtete. Ich verstehe schon. Und Sie haben ihn hierhergebracht? Ja, ja! Aber Sie haben sich geirrt.«

»Also«, fragte der Wachtmeister, »können wir ihn laufen lassen?«

»Ohne Zweifel!«

Die Gendarmen ließen Jean Valjean los, der zurücktrat.

»Also darf ich wirklich gehen?«, sagte er mit fast unartikulierter Stimme und als wäre er im Schlaf.

»Na, kannst du denn nicht hören? Gewiss kannst du gehen«, bestätigte einer der Gendarmen.

»Guter Freund«, fuhr jetzt der Bischof wieder fort. »Hier, ehe Sie gehen, nehmen Sie die Leuchter.«

Er holte die beiden silbernen Leuchter vom Kaminsims und überreichte sie Jean Valjean. Die beiden Frauen sahen ihm dabei zu, ohne mit einem Wort, einer Gebärde, einem Blick Einspruch zu erheben.

Jean Valjean zitterte an allen Gliedern. Er nahm mechanisch und mit irren Blicken die Leuchter in Empfang.

»Und nun gehen Sie in Frieden!«, sagte der Bischof. »Noch eins. Wenn Sie wiederkommen, lieber Freund, brauchen Sie nicht durch den Garten zu gehen. Die Straßentür ist Tag und Nacht nur zugeklinkt.«

Und zu den Gendarmen gewandt, sagte er:

»Meine Herren, ich halte Sie nicht länger auf.«

Die Gendarmen entfernten sich.

Jean Valjean stand da wie einer, der im Begriff ist, ohnmächtig zu werden.

Der Bischof trat nahe an ihn heran und sprach leise:

»Vergessen Sie nicht, vergessen Sie niemals, dass Sie mir versprochen haben, Sie wollten das Geld dazu gebrauchen, ein ehrlicher Mann zu werden.«

Jean Valjean, der sich nicht entsann, irgendein Versprechen gegeben zu haben, fand kein Wort der Erwiderung. Der Bischof hatte mit Nachdruck gesprochen. Er fuhr jetzt in feierlichem Ton fort.

»Lieber Bruder Jean Valjean, Sie gehören nicht mehr dem Geist des Bösen, sondern des Guten. Ich kaufe Ihnen hiermit Ihre Seele ab, entziehe sie den schlimmen Gedanken und weihe sie Gott.«

### XIII.

## Der kleine Gervais

Jean Valjean eilte aus der Stadt hinaus, als hätte er Verfolger auf den Fersen, ins Freie, auf den Wegen und Pfaden, die sich ihm gerade darboten, ohne zu merken, dass er jeden Augenblick eine Strecke wieder zurückging. So irrte er den ganzen Vormittag umher, ohne zu essen und Hunger zu fühlen. Eine Menge neuer Empfindungen erhielten ihn in der heftigsten seelischen Aufregung. Er empfand zunächst eine Art Ärger, ohne zu wissen, gegen wen. Auch hätte er nicht angeben können, ob er gerührt sei oder sich gedemütigt fühle. Hin und wieder überkam ihn eine weichere Stimmung, gegen die er indes ankämpfte mit seiner im Laufe von neunzehn Jahren zur Gewohnheit gewordenen Herzenshärte. Die Festigkeit der Überzeugungen, die Unglück und Ungerechtigkeit in ihm gezeitigt hatten, und seine finstere Entschlossenheit zum Bösen waren erschüttert, und er fragte sich, wie er sie stützen werde. Manchmal wünschte er, die Gendarmen hätten ihn wieder ins Zuchthaus abgeführt und dass es anders gekommen wäre; das hätte ihn nicht so erregt. Außerdem quälten ihn noch Erinnerungen an seine Kindheit, die durch den Anblick der Herbstblumen in den Hecken in ihm geweckt wurden. Wie lange war es her, seit er an diese Zeit zuletzt gedacht hatte!

So häuften sich in seinem Geist den ganzen Tag über unsäglich viele, ihm unverständliche Gefühle und Gedanken.

Als die Sonne zum Horizont sank und schon die winzigsten Sternchen lange Schatten warfen, saß Jean Valjean hinter einem Strauch auf einer großen, öden Ebene. Am Horizont sah man nur die Alpen. Weit und breit nicht einmal ein Kirchturm. Jean Valjean mochte ungefähr zwölf Kilometer von Digne entfernt sein. Einige Schritte von dem Strauch, wo er saß, war ein Fußsteig, der die Ebene durchquerte.

Während er sich hier mit seinen bösen Gedanken herum-schlug, hörte er plötzlich fröhlichen Gesang.

Den Pfad entlang kam ein etwa zehnjähriger Knabe, ein Savoyarde mit dem üblichen Leierkasten und Murmeltier, einer von jenen gutmütigen und vergnügten Jungen, die in zerlumpletem Aufzug von Land zu Land wandern.

Während er sang, unterbrach der Kleine von Zeit zu Zeit seinen Marsch und spielte Knöchelchen mit einigen Geldstü-

cken, die wahrscheinlich sein ganzes Vermögen ausmachten. Darunter befand sich auch ein Zweifrancsstück.

Der Kleine blieb, ohne Jean Valjean zu bemerken, neben dem Strauch stehen und warf die Geldstücke, die er bisher immer sehr geschickt mit dem Handrücken gefangen hatte, wieder in die Höhe.

Aber diesmal entwischte ihm das Zweifrancsstück und rollte bis zu der Stelle, wo Jean Valjean saß. Dieser setzte den Fuß darauf.

Indessen war der Kleine dem Geldstück mit dem Blick gefolgt und hatte ihn bemerkt.

Er tat nicht verwundert und ging gerade auf ihn zu.

Es war eine vollständig menschenleere Gegend. So weit die Blicke reichten, weder in der Ebene noch auf dem Pfade war jemand zu sehen. Man hörte nur das schwache Geschrei einer Schar Zugvögel, die hoch oben am Himmel vorüberzogen. Der Kleine stand da, den Rücken der Sonne zugewandt, die sein Haar goldig durchflutete und Jean Valjeans grimmiges Gesicht blutrot bestrahlte.

Mit der aus Unkenntnis der Menschen und Unschuld zusammengesetzten Vertrauensseligkeit der Kindheit bat der Savoyarde: »Bitte um mein Zweifrancsstück.«

»Wie heißt du?«, fragte Jean Valjean.

»Der kleine Gervais.«

»Mach, dass du fortkommst!«

»Geben Sie mir mein Zweifrancsstück wieder.«

Jean Valjean senkte den Kopf und antwortete nicht.

Der Kleine fing wieder an:

»Mein Zweifrancsstück!«

Jean Valjeans Augen blieben zur Erde gesenkt.

»Mein Zweifrancsstück! Mein Geld! Mein Geld!«, schrie der Junge wieder.

Es war, als hörte Jean Valjean nicht. Der Kleine packte ihn am Kragen, schüttelte ihn und quälte sich, den groben, eisenbeschlagenen Schuh, der auf sein Geldstück drückte, wegzuschieben.

»Ich will mein Geld wiederhaben!«

Der Kleine weinte. Da hob Jean Valjean den Kopf wieder empor, blieb aber sitzen. Seine Augen waren trübe. Er betrachtete den Knaben mit einer Art Verwunderung, griff nach seinem Stock und schrie mit fürchterlicher Stimme: »Wer ist da?«

»Ich!«, antwortete der Kleine. »Ich, der kleine Gervais. Ich! Ich! Bitte, geben Sie mir mein Zweifrancsstück wieder! Bitte, nehmen Sie Ihren Fuß weg!«

Jetzt geriet der kleine Kerl in Wut und drohte beinahe:

»Werden Sie bald Ihren Fuß wegnehmen? Vorwärts! Den Fuß weg!«

»Was!«, schrie jetzt Jean Valjean und stand plötzlich auf. »Bist du immer noch da? Willst du wohl machen, dass du fortkommst?«

Erschrocken sah der Knabe ihn an, begann am ganzen Leib zu zittern und rannte dann, nachdem er einige Sekunden wie angedonnert dagestanden, aus Leibeskräften davon, ohne sich umzuwenden oder einen Schrei auszustoßen.

Als er aber eine Strecke gelaufen war, zwang ihn die Ermüdung, langsamer zu gehen, und Jean Valjean, obschon wieder in Grübeleien versunken, hörte ihn schluchzen.

Nach einigen Minuten war der Kleine verschwunden.

Unterdessen war die Sonne untergegangen, und es dunkelte. Jean Valjean hatte den ganzen Tag nichts gegessen; wahrscheinlich hatte er das Fieber.

Er hatte sich, seitdem der Knabe davongerannt war, nicht vom Fleck gerührt. Sein Atem ging langsam und ungleichmäßig. Seine Augen waren tiefsinnig auf eine blaue Scherbe gerichtet, die zehn bis zwölf Schritte von ihm im Gras lag. Plötzlich schauerte er zusammen; die Abendkälte hatte sich ihm bemerklich gemacht.

Er drückte die Mütze wieder auf seine Stirn, machte eine mechanische Bewegung, um seinen Kittel zuzuknöpfen, trat einen Schritt vor und bückte sich, um seinen Stock von der Erde aufzuheben.

In diesem Augenblick gewahrte er das Zweifrancsstück, das sein Fuß halb in die Erde hineingetreten und das unter den Kieseln hervorglänzte.

Der Anblick wirkte auf ihn wie ein elektrischer Schlag. — »Was ist denn das?«, stieß er zwischen den Zähnen hervor, fuhr drei Schritte zurück, blieb dann stehen und konnte seinen Blick nicht losmachen von jenem Punkt, auf dem sein Fuß soeben geruht hatte, als wenn das Ding, das da in der Dunkelheit glänzte, ein auf ihn geheftetes Auge wäre.

Nach einigen Minuten stürzte er sich konvulsivisch auf das Geldstück, raffte es auf, richtete sich rasch empor und schaute sich nach allen Seiten in der Ebene um, mit wilden

Blicken, wie ein geängstigtes Reh, das einen Zufluchtsort sucht.

Aber er sah nichts. Die Nacht rückte näher, und auf der kalten, wüsten Ebene stiegen im fahlen Dämmerlicht violette Dünste empor.

»Ach!«, rief er, eilte auf und davon, in der Richtung, wo der kleine Savoyarde seinen Blicken entschwunden war. Nach dreißig Schritten hielt er inne, ließ seine Blicke wieder nach allen Seiten umherschweifen und sah wieder nichts.

»Kleiner Gervais! Kleiner Gervais!«, schrie er nun mit der ganzen Kraft seiner Lunge.

Keine Antwort.

Seine Stimme verhallte ohne Wirkung in dem weiten, leeren Raum.

Ein eisiger Wind begann zu wehen und verlieh den Dingen um ihn eine Art Leben, das etwas Grausiges hatte. Die Zweige der Bäume glichen mageren Armen, die wütende Gebärden machten.

Er marschierte weiter, setzte sich dann wieder in Trab, blieb ab und zu still stehen und schrie mit furchtbarer, angstvoller Stimme in die Öde hinein: »Kleiner Gervais! Kleiner Gervais!«

Hätte der Knabe ihn auch gehört, so würde er sich gefürchtet und sich nicht gezeigt haben. Aber er war gewiss schon weit fort.

Endlich begegnete er einem Priester, der des Wegs geritten kam. Jean Valjean ging auf ihn zu und fragte ihn:

»Herr Pfarrer, haben Sie einen Jungen vorbeikommen sehen?«

»Nein«, sagte der Priester.

»Einen gewissen Gervais?«

»Ich habe niemanden gesehen.«

Er langte zwei Fünffrancsstücke aus seiner Geldtasche und gab sie dem Priester.

»Herr Pfarrer, nehmen Sie dies für Ihre Armen. – Herr Pfarrer, ein kleiner Junge, ungefähr zehn Jahre alt, mit einem Marmeltier, glaube ich, und einem Leierkasten. Ein Savoyarde, wissen Sie?«

»Ich habe ihn nicht gesehen.«

»Der kleine Gervais? Ist er nicht aus dieser Gegend? Können Sie's mir nicht sagen?«

»Wenn es so ist, wie Sie sagen, so ist er ein Fremder; die ziehen bloß so durch, und niemand kennt sie.

Jean Valjean griff heftig nach zwei anderen Fünffrancsstücken und gab sie dem Priester.

»Für Ihre Armen!«

Dann schrie er wie ein Irrsinniger:

»Herr Abt, lassen Sie mich arretieren. Ich bin ein Dieb.«

Der Priester gab seinem Pferd die Sporen und ritt sehr erschrocken davon.

Jean Valjean eilte in der Richtung weiter, die er zuerst eingeschlagen hatte.

Auf diese Weise legte er eine große Strecke zurück, indem er sich fortwährend umsah, rief und schrie, aber er begegnete niemandem. Zwei oder drei Mal rannte er auf etwas zu, das wie ein liegender oder hingekauerter Mensch aussah; aber es war nur Gestrüpp oder große Steine. Endlich blieb er an einem Kreuzweg stehen. Er ließ im Mondlicht seine Blicke weithin schweifen und rief zum letzten Mal: »Kleiner Gervais! Kleiner Gervais! Kleiner Gervais!« Sein Ruf verhallte im Nebel, ohne auch nur ein Echo zu wecken. Dann rief er wieder, aber mit schwacher, kaum artikulierter Stimme: »Kleiner Gervais!« Es war die letzte Kraftanstrengung, der er fähig war; seine Kniegelenke knickten plötzlich unter ihm zusammen, als ob eine unsichtbare Macht ihn urplötzlich mit der Last seines bösen Gewissens niederdrücke; er sank erschöpft auf einen großen Stein nieder, die Fäuste in den Haaren und das Gesicht auf den Knien, und rief: »Ich bin ein Elender!«

Dann lief sein übervolles Herz über, und er fing an zu weinen. Es war das erste Mal seit neunzehn Jahren. —

Als Jean Valjean von dem Bischof entlassen worden war, fand er sich, wie schon erzählt, in eine neue Gedankenwelt versetzt. Er konnte sich nicht klar darüber werden, was in seiner Seele vorging. Er versteifte sich hartnäckig gegen die christliche Milde des Bischofs. »Sie haben mir versprochen, ein ehrlicher Mensch zu werden. Ich kaufe Ihnen Ihre Seele ab. Ich entziehe sie dem Geist des Bösen und weihe sie dem lieben Gott.« Diese Worte klangen ihm unablässig in den Ohren. Er setzte dieser himmlischen Nachsicht den Stolz entgegen, der gleichsam ein Bollwerk des Bösen in unserem Herzen ist. Er hatte eine gewisse Ahnung, dass die Verzeihung dieses Priesters der gefährlichste Angriff sei, den seine bösen Grundsätze bis jetzt auszuhalten gehabt hatten; dass seine Herzenshärte für immer die Oberhand behalten würde, wenn er dieser Milde Widerstand leistete; dass, wenn er nachgebe, er

dem langjährigen Hass entsagen müsse, von dem sein Herz erfüllt war und in dem er sich gefiel; dass er dieses Mal siegen oder besiegt werden müsse und dass der Kampf zwischen seiner Bosheit und der Güte jenes Mannes ein gewaltiger und entscheidender sein werde.

Von diesem neuen Gedanken erleuchtet, ging er wie ein Betrunkener, mit verstörten Augen, einher. Hatte er wohl einen deutlichen Begriff von dem Endresultat, das sein Erlebnis in Digne für ihn haben könnte? Flüsterte ihm eine Stimme zu, dass die Entscheidungsstunde seines Schicksals geschlagen habe, dass es für ihn keinen Mittelweg mehr gab, dass, wenn er fortan nicht der beste Mensch sein wolle, er der allerschlechtesten sein werde, dass er sich zu noch höherer Vollkommenheit emporschwingen müsse als der Bischof oder noch tiefer sinken als ein Zuchthäusler.

Wieder drängen sich hier Fragen auf, die uns schon früher beschäftigt haben: Zog eine auch nur schattenhafte Ahnung von diesem Entweder-oder durch seine Seele? Allerdings erzieht das Unglück den Verstand; indessen ist es zweifelhaft, ob Jean Valjean imstande war, sich zu lichtvoller Klarheit über die erwähnten Punkte hindurchzuringen. Falls er diese Gedanken überhaupt hatte, so boten sie sich ihm in undeutlichen Umrissen dar und beunruhigten, quälten ihn nur. Als er der Finsternis des Zuchthauses entronnen war, hatte der Bischof seiner Seele wehgetan, wie ein zu helles Licht den Augen wehtut. Das höhere Leben, das er fortan leben sollte, machte ihn zittern und zagen. Er wusste wirklich nicht mehr, woran er war. Wie eine Nachttaube, die plötzlich die Sonne aufgehen sieht, war der ehemalige Sträfling durch die Tugend geblendet.

So viel ist sicher – obschon er selbst es nicht innewurde –, dass er schon nicht mehr derselbe Mensch, dass alles in ihm verändert war, dass er den empfangenen Eindruck nicht mehr aus seinem Geist verwischen konnte.

In dieser Gemütsverfassung war er dem kleinen Gervais begegnet und hatte ihm seine zwei Francs geraubt. Das Warum hätte er sicherlich selber nicht angeben können. War es die letzte Nachwirkung, die letzte Gegenwehr der schlechten Grundsätze, die er aus dem Zuchthaus mitgebracht, was man in der Statik die erworbene Kraft nennt? Dies war es in der Tat, oder etwas noch Schlimmeres. Einfach ausgedrückt, nicht er hatte das Geldstück geraubt, nicht der Mensch, sondern die Bestie in ihm hatte aus Gewohnheit und Instinkt den Fuß da-

raufgesetzt, während sein klügeres Ich mit den neuen Ideen qualvoll rang. Als sein besseres Ich erwachte und sah, was die Bestie getan hatte, fuhr Jean Valjean schauernd zurück und schrie auf vor Entsetzen.

Denn sonderbarerweise und nur weil er sich gerade in dieser Seelenstimmung befand, hatte er, indem er dem Knaben das Geldstück vorenthielt, etwas getan, dessen er schon nicht mehr fähig war.

Wie dem auch sei – diese letzte schlechte Handlung übte auf ihn eine entscheidende Wirkung aus. Sie fuhr plötzlich durch das Chaos, das in seinem Geist herrschte, hindurch und fegte es weg, sonderte das Dunkel und das Licht wie die chemischen Reagenzien, die eine trübe Mischung klären, indem sie ein Element niederschlagen und von dem anderen trennen.

Im ersten Augenblick, noch ehe er sich prüfte und überlegte, bemühte er sich in sinnloser Angst wie einer, der sich aus einer Gefahr retten will, den Knaben wieder einzuholen, um ihm das Geld wiederzugeben; dann, als er erkannte, dass dies vergeblich und unmöglich war, erfüllte ihn die qualvollste Verzweiflung. Jetzt wurde er inne, was für ein Mensch er gewesen, jetzt hatte er sich schon von seinem früheren Ich geschieden, das ihm sozusagen wie eine Spukgestalt gegenüberstand. Es war ihm, als sehe er jetzt den ehemaligen Jean Valjean leibhaftig vor sich, mit dem Stock in der Hand, dem Kittel, dem Tornister mit den entwendeten Sachen, dem entschlossenen, finsternen Gesicht und dem Zukunftsplan im Kopf.

Das Übermaß des Unglücks hatte ihn, wie schon bemerkt, gewissermaßen hellseherisch gemacht, und sein Hirn befand sich in jenem Zustand gewaltsamer Aufregung, wo die Fantasie die Wirklichkeit verdrängt. Man sieht dann nicht mehr die Gegenstände, die man vor sich hat, sondern es projizieren sich umgekehrt die von der eigenen Einbildungskraft erzeugten Gestalten nach außen.

Er betrachtete sich also sozusagen von Angesicht zu Angesicht; zu gleicher Zeit erschaute er aber, durch die Erscheinung hindurch, in einer unergründlichen Tiefe ein Licht, das ihm anfangs von einer Fackel auszustrahlen schien. Als er dieses Licht aufmerksamer ansah, nahm es Menschengestalt an, und er erkannte den Bischof.

Diese beiden so nebeneinandergestellten Menschen, den Bischof und Jean Valjean, verglich nun sein Gewissen, und allmählich, vermöge einer Eigentümlichkeit derartiger Ekstasen,

wuchs die Gestalt des Bischofs und erstrahlte in herrlicherem Glanz, während der ehemalige Jean Valjean abnahm, verblich und endlich ganz verschwand.

Da brach Jean Valjean in Tränen aus. Er weinte heiße Tränen und schluchzte wie ein schwaches Weib, wie ein erschrockenes Kind.

Während er weinte, wurde es heller und heller in seinem Gehirn. Sein vergangenes Leben, sein erstes Vergehen, seine lange Haft, seine Vertierung und Verstockung, seine Rachepläne, seine Begegnung mit dem Bischof, was er zuletzt verbrochen, die feige und schändliche Entwendung des Zweifrancstücks, nachdem ihm der Bischof Böses mit Gutem vergolten, all dies trat ihm vor die Seele, mit einer Klarheit, wie er sie bisher noch nicht gekannt hatte. Er überschaute sein Leben und empfand Entsetzen; seinen moralischen Menschen, und er erschrak. Gleichwohl milderte ein sanftes Licht diese Schrecknisse: Ihn dünkte, er sehe Satan überstrahlt vom Glanz des Paradieses.

Wie viele Stunden er so weinte, was er nachher tat, wo er hinging, hat man nie in Erfahrung bringen können. Nur eine sicher konstatierte Tatsache können wir melden: In derselben Nacht sah ein Fuhrmann, der von Grenoble um drei Uhr morgens nach Digne kam, vor dem bischöflichen Haus im Schatten einen Mann knien und beten.

## DRITTES BUCH

### Im Jahr 1817

I.

#### Das Jahr 1817

1817 ist das Jahr, das Ludwig XVIII. mit stolzer Unverfrorenheit das zweiundzwanzigste Jahr seiner Regierung nannte. Es war auch das Jahr, wo Bruguière de Sorsum ein berühmter Mann war. Alle Friseurläden, wo man sich nach der Zeit des Puders

zurücksehnte, waren blau angestrichen und mit den drei Lilien, dem Mappen der Bourbonen, bemalt. Es war die schöne Zeit, wo der Comte Lynch jeden Sonntag in der Kirche Saint-Germain-des-Prés in dem Beamtenstuhl thronte, in der Galatracht der Pairs von Frankreich, geschmückt mit dem roten Band des Ludwigsordens, einer langen Nase und einem majestätischen Profil, wie es Vollbringern großer Taten eigen zu sein pflegt. Die von dem Grafen Lynch verübte große Tat bestand darin, dass er als Bürgermeister von Bordeaux am 12. März 1814, also ein wenig zu früh, die Stadt dem Herzog von Angoulême übergeben hatte. Daher seine Erhebung in den Pairstand. 1817 steckte die Mode die vier- bis sechsjährigen Knaben in gewaltige Mützen aus Maroquinleder, die der Kopftracht der Eskimos sehr ähnlich sahen. Die französische Armee trug weiße Uniformen, wie die Österreicher; die Regimenter hießen Legionen; statt der Nummern führten sie den Namen der Departements. Napoleon lebte als Verbannter auf der Insel St. Helena und ließ, da England ihm kein Tuch liefern wollte, seine alten Röcke wenden. 1817 florierten der Sänger Pellegrini, die Tänzerin Bigottini, regierte Potier, existierte Odry noch nicht. Madame Saqui war Foriosos Nachfolgerin. Preußische Truppen hielten noch französisches Gebiet besetzt. Delalot spielte eine große Rolle. Die rechtmäßige Regierung bewies ihr Dasein, indem sie Pleignier, Carbonneau und Tolleron erst die rechte Hand und dann den Kopf abhauen ließ. Der Oberstkämmerer, Fürst Talleyrand, und der designierte Finanzminister Louis lachten sich vergnügt wie zwei Auguren an. Hatten sie doch beide am 14. Juli 1790 beim Föderationsfest auf dem Champ de Mars die Messe zelebriert, Talleyrand als Bischof und Louis als Diakonus; 1817 faulten im Gras, auf demselben Champ de Mars, blau angestrichene, dicke, runde Pfähle mit Resten von vergoldeten Adlern und Bienen, die von der zwei Jahre zuvor aufgerichteten Tribüne des Kaisers stammten. Einige von diesen Pfählen waren nicht mehr vorhanden. Die Österreicher hatten sie in ihrem Biwak, bei dem Gros-Caillou, als Brennstoff benutzt, um sich ihre großen Hände zu wärmen. In demselben Jahr, 1817, waren der Voltaire-Touquet und die Tabaksdose *à la charte* sehr beliebt. Großes Aufsehen machte in Paris das Verbrechen Dautuns, der den Kopf seines Bruders in das Bassin des Marché aux Fleurs geworfen hatte. Im Marineministerium beschäftigte sich eine Kommission mit der Unglücksfregatte Medusa. Der Oberst Selves ging 1817 nach

Ägypten, wo er Soliman Pascha wurde. Im Palais des Thermes hatte ein Böttcher seine Werkstatt aufgeschlagen. Oben auf dem achteckigen Turm des Hôtel de Cluny sah man noch eine Art Bretterbude, die Messier, Astronom der Marine zur Zeit Ludwigs XVI., als Sternwarte benutzt hatte. Die Herzogin von Duras las in ihrem mit blausamtenen T-Stühlen möblierten Boudoir ihren Freunden den damals noch neuen Roman »Urika« vor. Napoleons Anfangsbuchstabe wurde im Louvre überall ausgekratzt. Der Pont d'Austerlitz legte diesen stolzen Namen ab und taufte sich Pont du Jardin du Roi. Ludwig XVIII. machten, während er sich an seinem Horaz delectierte, die Helden, die sich zum Kaiser emporschwingen, und die Schuhflicker, die sich für Königssöhne und Thronerben ausgeben, wie Napoleon und Mathurin Bruneau, schwere Sorgen. Die französische Akademie stellte für eine Preisaufgabe das Thema »Die Befriedigung, die das Studium gewährt«. Bellart lehrte die offizielle Beredsamkeit. Unter seiner Obhut entfalten sich die Talente des zukünftigen Staatsanwalts Broë, der dem Spötter Paul-Louis Courier so reichen Stoff liefern sollte. Man hatte einen Pseudo-Chateaubriand, namens Marchangy, der dann von einem Pseudo-Marchangy namens d'Arlincourt abgelöst wurde. »Claire d'Albe« und »Malek Adel« galten als literarische Meisterwerke: Madame Cottin, erklärte man, übertriffe alle Schriftsteller ihrer Zeit. Die Akademie duldete, dass Napoleon Bonaparte aus der Liste ihrer Mitglieder gestrichen wurde. Eine königliche Verordnung erhob die Stadt Angoulême zu einem Vorbereitungsort der Marine, denn in Anbetracht, dass der Herzog von Angoulême Großadmiral war, eignete sich die Stadt Angoulême von Rechts wegen zum Seehafen, sonst wäre das monarchische Prinzip geschädigt worden. Man erörterte im Ministerrat die Frage, ob man die Vignetten des Kunstretiers Franconi, die für alle Straßenjungen einen besonderen Reiz hatten, nicht verbieten solle. Paër, der Verfasser der »Agnès«, dirigierte die Konzerte der Marquise de Sassenaye in der Rue Ville-l'Evêque. Alle jungen Mädchen sangen »L'Ermitte de Saint-Avelle«, Text von Edmond Géraud. Das Café Lemblin hielt es mit dem Kaiser, während das Café Valois seine Kundschaft aus den Reihen der Anhänger der Bourbonen rekrutierte. Die Gardes du Corps piffen Mademoiselle Mars aus. Die großen Zeitungen waren damals noch sehr klein, ihr Format bescheiden, aber ihre Freiheit ziemlich groß. Der *Constitutionnel* war für eine Konstitution. *La Minerve* schrieb Chateau-

briands Namen mit einem t, was ein großartiger Witz war. Feile Presseknechte insultierten die 1815 verbannten Revolutionäre. David sprach man sein Malertalent, Arnault allen Witz, Carnot alle Rechtschaffenheit ab. Soult, hieß es, habe nie eine Schlacht gewonnen. Und so gehörte es sich! Beschloss man doch, dass Napoleon kein genialer Mann sei. Bekanntlich bekommen Verbannte selten ihre Briefe von der Post, da die Polizei sie mit sorgsamer Gewissenhaftigkeit unterschlägt. Und dies ist nichts Neues, denn schon Descartes klagte darüber. Auch David beschwerte sich in einer belgischen Zeitung, dass er die an ihn adressierten Briefe nicht bekomme, forderte aber damit nur den Spott der königlich gesinnten Blätter heraus. An den Stichwörtern »Königsmörder« oder »die dafür stimmten«, »die Feinde« oder »unsere Alliierten«, »Napoleon«, oder »Bonaparte« erkannte man zwei himmelweit verschiedene politische Parteien. Alle sogenannten »gescheiterten« Leute stimmten darin überein, dass die Ära der Revolutionen für immer abgeschlossen worden sei durch Ludwig XVIII., den »unsterblichen Urheber der Verfassungsurkunde«. An dem Sockel, der die Bildsäule Heinrichs IV. aufnehmen sollte, wurde das Wort »Redivivus« eingemeißelt. Piet stiftete in der Rue Therese Nr. 4 seinen Verein zur Befestigung der Monarchie. Canuel, O'Mahony und de Chappedelaine konspirierten und die Epingle Noire gleichfalls. Delaverderie knüpfte Unterhandlungen an mit Trogoff. Der in einem gewissen Grad liberale Decazes hatte eine leitende Rolle. Chateaubriand stand jeden Morgen vor seinem Fenster in der Rue Dominique Nr. 27 in Strumpfhosen und Pantoffeln, ein Madrastuch auf dem grauen Kopf, die Augen auf einen Spiegel gerichtet, vor sich ein vollständiges Zahnarztbesteck, und reinigte sich seine – sehr hübschen – Zähne, wobei er seinem Sekretär Pilorge Abänderungen zu der Monarchie *selon la charte* diktierte. Die maßgebliche Kritik zog Lafon dem Lieblingsschauspieler Napoleons, Talma, vor. De Féletz unterzeichnete seine Schriften mit »A«, und Hoffmann mit »Z«. Die Ehescheidung war abgeschafft. Die Gymnasiasten, deren Rockkragen mit einer goldenen Lilie geschmückt war, keilten sich zu Ehren des Königs von Rom, Napoleons Sohn. Die Gegenpolizei des Schlosses denunzierte den gewichtigen Übelstand, dass der Herzog von Orléans aus seinem überall aufgehängten Porträt, in seiner Uniform als Generaloberst der Husaren, sich besser ausnehme als der Herzog von Berry in der Uniform eines Generalobersts der Dragoner. Die Stadt Paris

ließ auf ihre Kosten den Invalidendom von Neuem vergolden. Gesetzte Leute fragten sich, was wohl in der und der Lage Monsieur von Trinquelague tun würde; Clausel de Montal stimmte nicht in allen Punkten mit Clausel de Coussergues überein; de Salaberry war missvergnügt. Der Schauspieler Picard, Mitglied der Akademie, die den Schauspieler Molière nicht aufgenommen hatte, ließ »Die beiden Philibert« im Odéon aufführen, an dessen Giebel man noch die Aufschrift »Theater der Kaiserin« erkennen konnte. Man ergriff für oder gegen Cugnet de Montarlot Partei. Fabvier opponierte; Bavoux war Revolutionär. Pélicier gab Voltaires Werke heraus und setzte zu Voltaires Namen »Mitglied der Akademie« hinzu. »Das zieht Käufer an«, meinte der naive Schlaukopf. Allgemein war die Ansicht, Charles Loyson sei das größte Genie des Jahrhunderts; schon bekittelte ihn der Neid, der alle großen Geister verfolgt. Der Kardinal Fesch weigerte sich, abzudanken; de Pius, Erzbischof von Amasie, verwaltete die Diözese Lyon. Der Streit um das Tal des Dappes zwischen der Schweiz und Frankreich begann mit einer Denkschrift des Hauptmanns Dufour. Saint-Simon, damals noch unbekannt, arbeitete an dem Aufbau seines großartigen Systems. In der Akademie der Wissenschaften gab es einen berühmten Fourier, den die Nachwelt vergessen hat, und in einer Bodenkammer wohnte ein unbekannter Fourier, dessen die Zukunft sich erinnern wird. Byrons Gestirn begann zu strahlen; in Frankreich machte eine Anmerkung zu einem Gedicht von Millevoeye auf ihn aufmerksam mit den Worten: »ein gewisser Lord Baron«. David aus Angers versuchte sich in der Bildhauerkunst. Der Abt Caron erwähnte lobend im Seminar, in der Sackgasse des Feuillantines, einen unbekanntenen Priester namens Felicite Robert, der später Lamennais genannt worden ist. Aus der Seine fuhr, an den Tuileries vorbei, vom Pont Royal bis zum Pont Louis XV. Ein Ding, das rauchte und im Wasser wie ein schwimmender Hund patschte, eine Maschine, mit der nicht viel los war, eine Art Spielzeug, das ein Träumer, ein Utopist erfunden hatte, ein Dampfboot. Die Pariser betrachteten das unnütze Ding mit Gleichgültigkeit. De Vaublanc, der Reformator der Akademie, Schöpfer mehrerer Akademiker, konnte mit allen seinen Ukasen es nicht zuwege bringen, selber in das Institut aufgenommen zu werden. Das Faubourg Saint-Germain und der Pavillon Marsan wünschte Delaveau als Polizeipräfekten, wegen seiner Frömmigkeit. Dupuytren und Récamier kabbelten sich in der École

de Médecine und bedrohten einander mit der Faust, um die Frage nach der Göttlichkeit Christi zur Entscheidung zu bringen. Cuvier schielte mit einem Auge nach dem erstern Buch Mose, mit dem andern nach der Natur und bemühte sich, der kirchlichen Reaktion zu gefallen, indem er die Übereinstimmung der Fossilien mit dem Text der Bibel nachwies und Moses von den Mastodonten liebkosend ließ. François de Neufchâteau verlangte, die Kartoffeln sollten ihrem ersten Anbauer Parmentier zu Ehren Parmentieren genannt werden, hatte aber keinen Erfolg mit seinem Vorschlag. Der Abt Grégoire, ehemals Bischof, Mitglied des Konvents und Senator, wurde in der royalistischen Polemik »der schändliche Gregoire« tituliert. Am Pont d'Iéna konnte man noch an seiner helleren Farbe den neuen Stein erkennen, mit dem man das von Blücher gebohrte Sprengloch zugestopft hatte. Ein Mann wurde vor Gericht gefordert, weil er beim Eintritt des Grafen von Artois in die Kirche Notre-Dame laut gesagt hatte: »Hol's der Teufel!« Da lobe ich mir die Zeit, wo ich Bonaparte und Talma Arm in Arm in den Bal-Sauvage gehen sah. Natürlich sechs Monaten Gefängnis für die aufrührerische Rede. Verräter, die vor einer Schlacht zum Feind übergegangen waren, brüsteten sich frech mit den Orden, mit den Würden, Ämtern, Reichtümern, die sie zum Lohn für ihre Nichtswürdigkeit empfangen hatten.

Dies sind die hervorragendsten Tatsachen des Jahres 1817. Die Geschichte bekümmert sich um dergleichen nicht und kann es auch nicht, weil sie sich durch ihre unendliche Menge nicht hindurchzuarbeiten vermag. Aber diese Einzelheiten, die man mit Unrecht Kleinigkeiten nennt – nichts Menschliches ist klein, so wenig, wie es kleine Blätter an den Bäumen gibt –, diese Einzelheiten haben ihren Wert. Besteht doch aus der Physiognomie seiner Jahre das Antlitz eines Jahrhunderts.

Im Jahr 1817 leisteten sich vier junge Pariser »einen famosen Witz«.

## II.

### Ein Doppelquartett

Von diesen Parisern war der eine aus Toulouse, der andere aus Limoges, der dritte aus Cahors und der vierte aus Montauban; aber sie waren Studenten, und wer in Paris studiert, wird zum echten Pariser.

Die vier waren unbedeutende junge Menschen, Gesichter, wie sie jedermann zu sehen bekommt, weder gut noch schlecht; weder gelehrt noch unwissend, weder Genies noch Schafsköpfe; hübsch, denn sie erfreuten sich jenes Lenzes, den man die Jugend nennt. Vier Oskars, denn zu jener Zeit war der Vorname Arthur noch nicht Mode. Man schwärmte für Ossian, für die skandinavischen und kaledonischen Namen, die englischen gelangten erst später zur Herrschaft und der erste aller Arthurs, Wellington, hatte die Schlacht bei Waterloo erst vor Kurzem gewonnen.

Diese Oskars hießen Felix Tholomyès, Listolier, Fameuil und Blachevelle. Selbstredend hatte jeder eine Geliebte. Blachevelle liebte eine Favourite, so genannt, weil sie in England gewesen war, Listolier verehrte Dahlia, Fameuil vergötterte Sephine, Abkürzung von Josephine, und Tholomyès betete Fantine, die Blonde, an.

Favourite, Dahlia, Sephine und Fantine waren vier reizende, frische, lebenslustige Mädchen, Arbeiterinnen, die ihre Nähnaedel noch nicht weggeworfen hatten, die durch die Liebe wohl vom rechten Weg abgelenkt waren, aber auf dem Gesicht und im Herzen noch nicht den Stempel des Lasters trugen. Eine von den vieren, die Jüngste, wurde die Junge genannt, eine andere die Alte: Diese war dreiundzwanzig Jahre alt. Um nichts zu verschweigen, so waren drei von ihnen erfahrener, sorgloser, leichtsinniger als Fantine, die Blonde, die sich noch mit ihrer ersten Illusion trug.

Dahlia, Sephine und besonders Favourite dagegen waren in ihrem Lebensroman weiter vorgeschritten; der Liebhaber, der im ersten Kapitel Adolf hieß, war im zweiten ein Alfons und im dritten ein Gustav. Armut und Eitelkeit sind verderbliche Ratgeber; der eine schilt, der andere schmeichelt, und die hübschen Mädchen aus dem Volk leihen jedem gern ein Ohr. Daher die Fehltritte, die sie begehen, und die Steine, mit denen man nach ihnen wirft. Man verweist sie auf die Herrlichkeit der unzugänglichen Tugend und Unschuld. Du lieber Himmel! Wer weiß, ob die Jungfrau in der Schweiz nicht weniger unnahbar wäre, wenn sie Hunger hätte?!

Favourite, die England gesehen, wurde deshalb von Sephine und Dahlia bewundert. Sie hatte früh eine eigene Wohnung gehabt. Ihr Vater war ein alter unverheirateter Mathematiklehrer, der noch Privatstunden gab. Dieser Lehrer hatte in seiner Jugend eines Tages zugesehen, wie das Kleid einer

